Die christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Zwölfter Jahrgang

Nr. 40 Leipzig, den 6. Oktober 1898

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1556 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Wöchentlich eine Nummer

Inhalt: Frömmigkeit und Nächstenliebe — Das Ironische in Jesu Stellung und Rede: 1 und 2 — Der christliche Glaube im geistigen Leben der Gegenwart: 2 bis 4 — Die Anfänge von Goethes Freundschaft mit Lavater — Die evangelische Erlöserkirche in Jerusalem — Verschiedenes: Photographien vom heiligen Lande; Das Buch Ruth; Die Weltanschauung eines modernen Christen; Lyrik; Zum Religionsunterricht; Wolffs Telegraphisches Korrespondenzbureau; Laienstimmen zur Predigt — Anzeigen

Frömmigkeit und Nächstenliebe

Lukas 10, 31—35

Das zweite Drittel des Lukasevangeliums enthält eine Anzahl Erzählungen und Gleichnisse mit einem ganz bestimmten Leitmotiv: die, von denen man etwas Gutes erwarten sollte, thun es nicht, aber die, von denen man nicht viel Gutes erwartet, die thun es. In diesen Stücken kommt die auch sonst zu beobachtende Entschiedenheit und Schärfe des Evangeliums zum Ausdruck. Paulus nimmt nachher diesen Gedanken auf in den Ausführungen seines ersten Korintherbriefes, wo er nachweist, daß Gott das Verachtete und Unedle vor der Welt erwählt habe, um zu Schanden zu machen, was stark ist. Jesu Worte und Gleichnisse richten sich allesamt gegen den Dünkel der herrschenden Frömmigkeit, die er durch Aufzeigung edler Züge an allerlei von ihr verachteten Leuten bloß zu stellen sucht.

Eben darum thut es uns gut, diese seine Worte in unsre Verhältnisse zu übersetzen; denn es könnte sein, daß auch heutzutage die Ungläubigen in manchen Dingen die Gläubigen beschämen.

Die erste dieser Erzählungen ist die vom barmherzigen Samariter. Wir haben seine Gestalt von Jugend auf so lieb, daß es uns leid thut, wenn wir daran erinnert werden, daß sie erdichtet ist. Ueber der Freude an ihr vergessen wir oft, daß der Barmherzige ein Samariter war. Das giebt dem Gleichnis eine Schärfe, die wir bei seiner sonstigen Lieblichkeit nicht mehr durchschmecken. Aber die Zeitgenossen Jesu haben sie bitter empfunden. Denn die Samariter waren Ungläubige, von denen man nicht viel Gutes erwartete. Aber hier thut der Ungläubige die Barmherzigkeit, und die Diener des barmherzigen Gottes gehen kalt vorüber. Das war ein scharfer Hieb wider die Frömmigkeit der herrschenden Klassen.

Um den Gegensatz in seiner Tiefe verstehen zu können, wollen wir uns in die handelnden Personen hineinzudenken suchen. Den Samariter jammert des Verwundeten. Ein starkes Gefühl ergreift ihn, das ihn sofort zum Handeln drängt. Er macht sich keine Gedanken, sondern greift ein. Er hätte ja daran denken können, ob, der da lag, der Hilfe würdig sei, welchen Glauben er habe, und zu welchem Volk er gehöre. Aber er handelt unmittelbar aus seinem Gefühl heraus, das sich nichts Menschliches fremd sein läßt. Auch fragt er nicht nach Lohn und Lob, er fragt auch nicht darnach, ob er einem Juden zu zeigen vermöchte, daß ein Samariter auch ein guter Mensch sein kann, sondern er handelt in völliger Seeleneinfalt. Es ist ihm auch kein Opfer zu viel. Sein Oel und seinen Wein, sein Geld und seine Zeit giebt er willig im Dienste der Nächstenliebe. So bietet er uns das Bild eines Menschen, der ohne viele Reflexionen aus seinem lebendigen Gefühl und warmen Herzen heraus handelt.

Was mag nach der Meinung Jesu den Priester und Leviten zum Vorübergehen bestimmt haben? Das können wir mit Sicherheit aus den Streitverhandlungen zwischen ihm und den Vertretern der geltenden Religionsübung erschließen. Sie betonten als das Wichtigste die zeremonielle Seite des Gesetzes. Gott muß zur rechten Zeit seine Opfer haben. Mit Fasten und Händewaschen dient man ihm. Gaben an den Tempel erregen sein Wohlgefallen. Sein Tag muß gehalten werden, auch wenn Menschen dadurch Not leiden. Jesus dagegen sagt, daß Barmherzigkeit größer ist als Opfer. Wichtiger als die Reinlichkeit der Hände und der Gefäße ist die Reinheit der Herzen. Notleidende Menschen sind die Altäre, wo man die Gaben für Gott niederlegen soll. Er will also wohl falsche Gedanken über Gott als den Beweggrund des Priesters und des Leviten erkennen lassen. Wenn wir in diese beiden Gestalten die den Zügen des Samariters entgegengesetzten Eigenschaften glauben hineintragen zu dürfen, dann würden wir vermuten, daß sie einen Menschen nicht als Gegenstand ihrer Hilfeleistung anzusehen pflegten, der nicht zu ihren Gesinnungsgenossen gehörte. Vielleicht dürfen wir auch aus dem uns sonsther bekannten Bild der Priester in den Evangelien den Geiz als ein Motiv in Betracht ziehen.

So kommt das Ergebnis zustande: die Vertreter des richtigen Glaubens, die pünktlichen Verehrer Gottes handeln häßlich, und der Ungläubige handelt im Sinne Gottes.

Sehen wir einmal in unsre Reihen und unsre Herzen hinein, die wir uns Glauben zuschreiben und es an nichts fehlen lassen, das zur Kirchlichkeit und Christlichkeit gehört. Sind nicht auch bei uns häufig unbewußt Gedanken herrschend, als wenn es Gott vor allem auf seine rechte Verehrung und den rechten Begriff von ihm ankomme? Findet man nicht oft bei recht frommen Leuten, unter Pfarrern und Gemeinde Geiz und Härte gegen Handwerksburschen, Dienstboten, niedere Klassen der Bevölkerung, zumal wenn sie sich emporringen wollen? Und sind die üblichen Formen der Wohlthätigkeit besser, die aus Scheu vor der Berührung mit der Not kalt die Bittenden an die zur Pflege gesetzten Organe weist oder die lautklappernd ihr Handwerk verrichtet? Vorsichtige Erkundigung zum Schutz vor Mißbrauch ist gut: aber daß nur nicht die Bedenken das warme Empfinden und frische Handeln ersticken! Wird nicht auch häufig die Vorliebe für des Glaubens Genossen zu einer unberechtigten Engherzigkeit den Vertretern andrer Meinungen gegenüber?

Die ursprüngliche Wärme mitleidiger Empfindung, die bei den Gläubigen oft durch das Schwergewicht der Reflexionen erdrückt werden, finden wir bei manchen Anhängern einer idealen, aber religionslosen Weltanschauung. Die Tugenden der Ungläubigen sind nicht alle glänzende Laster, so sehr man sie auch mit Recht als das Abendrot für die Sonne Jesu Christi in Anspruch nehmen kann. Was für Gestalten nähme Jesus heute in dieses Gleichnis hinein? Er wählte etwa einen strenggläubigen Gutsbesitzer oder Arbeitgeber, der seine Leute schindet, ohne sich um ihr leibliches und seelisches Gedeihen zu kümmern, und stellte diesem einen Freigeist gegenüber, der mit warmem Interesse und in aller Bescheidenheit mitarbeitet an der Fürsorge für das

leidende Volk. Oder er stellte einen gutkirchlichen Bauer mit einem Herzen voll Geiz einem Sozialdemokraten gegenüber, der seinen letzten Groschen für seine Genossen hergiebt. Das würde uns wehe thun, so weh, als den Frommen von damals dieses Gleichnis that. Wir müßten ihm aber dankbar sein, daß er uns eine große Gefahr warnend vor Augen gestellt hat, in die nicht nur die Anhänger der Pharisäer, sondern auch die Christen leicht geraten. Wir wollen zu denen gehören, von denen man Gutes erwartet, und an denen man Gutes sieht, daß wir nicht unter das Gericht des Wortes fallen: Es werden nicht alle, die zu mir „Herr, Herr" sagen, ins Himmelreich kommen, sondern die den Willen thun meines Vaters im Himmel. Niebergall

Das Ironische in Jesu Stellung und Rede

1

Wir sind gewöhnt, das Angesicht Jesu mit dem Ausdruck feierlich erhabnen Ernstes, gemildert durch einen Anhauch tiefinnerlicher Traurigkeit, zu denken, und so pflegen es die Maler darzustellen. Das wird auch der Grundstimmung seines Wesens angemessen sein. Doch meine ich hin und wieder einen andern Zug darin zu entdecken, der weniger hervortritt und weniger beobachtet worden ist: ein Lächeln ironischen Humors. Ich möchte ein paar Stellen der Evangelien vorlegen, die mir erst dann in ihr rechtes Licht zu treten scheinen, wenn man sie mit einem ironischen Lächeln gesprochen denkt. Zuvor aber ein Wort über das Wesen der Ironie überhaupt.

Ironie ist der innere Habitus des Denkens und der Rede, der da entsteht, wo ein in Wahrheit Ueberlegner sich vor der scheinbaren und angenommnen Ueberlegenheit der Umgebung die Stellung des mindern Mannes giebt oder vielmehr diese ihm von der Umgebung zugewiesene Stellung annimmt und nun aus ihr heraus redet und handelt.

So giebt sich Sokrates, der große Ironiker der griechischen Philosophie, im Verkehr mit den Sophisten die Stellung des Unwissenden: gegen jene von ganz Griechenland bewunderten Großhändler mit Erkenntnis und geistiger Bildung sei er freilich nur ein armer und ungebildeter Mann; er wisse wohl, daß er nichts wisse; doch möchte er gern von ihrer Weisheit ein wenig profitiren, könne aber den „langen Reden" (die epideiktischen Vorträge jener Wanderprofessoren der Bildung sind gemeint) bei seinem kurzen Atem nicht folgen und nehme sich darum die Freiheit, sich mit einzelnen Fragen kleine Stücke ihrer großen Weisheit auszubitten. Und nun weiß er, Frage an Frage knüpfend, es bald dahin zu bringen, daß jene großen Männer schließlich in ihrer eignen Weisheit nicht mehr aus und ein wissen. Und das Ende ist, daß Sokrates feststellt: also, scheint es, wir wissen beide nichts Rechtes von der Sache — leider, ich hatte gehofft, endlich einmal einem reichen Mann zu begegnen, der meiner Armut aushelfen könnte.

Die Stellung Jesu zu seiner Umgebung ist formell nicht unähnlich, nur daß hier, entsprechend der Weltstellung des hebräischen gegen das griechische Volk, die Sache sich nicht auf dem intellektuellen, sondern auf dem religiös-sittlichen Gebiet abspielt. Wie Sokrates den Sophisten, so sieht sich Jesus den Pharisäern und Schriftgelehrten gegenüber; wie jene im Geruch der Weisheit, so stehen diese im Geruch der Gesetzeskunde und der Heiligkeit. Und sie glauben selbst daran; ja sie sind wirklich in gewissem Sinne die ganz moralischen, dem Gesetz streng genügenden Leute, wofür sie vom Volke gehalten werden; sie sind nicht gemeine Heuchler und Tugendschwindler, so wenig die Sophisten hohle und aufgeblasene Dummköpfe waren; sie lassen sich die Vollkommenheit etwas kosten: ich faste zwier in der Woche und gebe den Zehnten von aller meiner Habe.

Das sind die Leute, unter die Jesus tritt. Er macht auf diese Inhaber der Vollkommenheit mit ihrem gesättigten Selbstbewußtsein ganz denselben Eindruck, den Sokrates auf die Sophisten machte: wie diesen anerkannten Inhabern der Weisheit und Bildung der athenische Kleinbürger mit seiner wunderlichen Geschäftigkeit und Fragesucht als ein seltsames, etwas verkehrtes Wesen vorkam, so den Pharisäern dieser Galiläer: Will der sich

als Reformator des sittlich-religiösen Lebens aufspielen und weiß und hält das Gesetz Mosis nicht! Mit Fingern weisen sie, die ganz Korrekten, auf ihn hin: er hält ja nicht einmal den Sabbath; mit höhnischem Lächeln machen sie, die ganz Respektabeln, den Jüngern bemerklich: Euer Meister scheint einige Vorliebe für schlechte Gesellschaft zu haben, wir sehen ihn mit Zöllnern und Sündern essen, ja selbst mit gemeinen Weibern läßt er sich ein. Und das will ein Abgesandter unsers Gottes, des Gottes Abrahams sein! Er wird wohl, so fügen sie mit boshaftem Zischeln hinzu, eher ein Sendling Beelzebubs sein; so würde sich auch seine Macht über die bösen Geister, von denen so viel Aufhebens gemacht wird, aufs natürlichste erklären.

Wie dem Sokrates bei seinem Verhältnis zu den Sophisten die Ironie sich ganz von selbst als Waffe im Kampf ergab, so Jesu im Kampf gegen die Pharisäer und Schriftgelehrten. Er brauchte nur die Stellung, wie sie ihm von den anerkannten Kennern und musterhaften Erfüllern des Gesetzes zugewiesen wurde, die Stellung des zweifelhaften und keineswegs korrekt denkenden und lebenden Subjekts, auf einen Augenblick anzunehmen und aus ihr heraus zu den Mustermenschen zu reden, so wurde die objektive Ironie zur subjektiven.

Ich versuche an einigen Stellen aus den Evangelien die Sache zu zeigen; wobei es denn gestattet sein muß, die Situation und die Gespräche, die in unsern Texten meist nur mit einem und dem andern Stichwort angedeutet sind, ein wenig auszuführen, oder also, mit A. Bonus, zwischen den Zeilen zu lesen, wozu ja die Evangelien überall auffordern; ihre unvergleichliche Tauglichkeit zu Predigttexten beruht eben hierauf. Eine ausgeführte Rede läßt der interpretirenden und kommentirenden Rede nicht viel Raum; diese zusammengeschobnen und nicht selten auch etwas verschobnen späten Aufzeichnungen von Erinnerungen aus Gesprächen und aus Lehrreden geben Anstoß zu unerschöpflicher Auslegung und ergänzender Ausmalung.

Sollte aber Jemand ein Bedenken haben, ob Ironie und Humor und Scherzrede Jesu und der Schrift würdig sei, so würde ich sagen: die unendliche Wirksamkeit dieser Worte beruht doch eben auf dem unendlichen Reichtum wie des Inhalts, so auch der Stilformen. Der Rede Jesu, so dürfen wir aus den geringen Resten, die davon auf uns gekommen sind, schließen, standen alle Töne in erstaunlicher Fülle zu Gebote: der mild-ernste Ton der Lehrrede, die feingeformte, tiefsinnige Gleichnisrede, das eindringlich mahnende Zwiegespräch, die Wucht des strafenden Worts und die Zartheit menschlicher Teilnahme, die treffende Stachelrede der Invektive und die brennende, dem Gegner das Blut ins Gesicht treibende Ironie, das gewaltige Pathos des Zorns, das in den Wehrufen über sein Volk und dessen Führer sich bis zum rollenden Donner des Gerichts steigert, und die Glut der prophetischen Vision, die in der Rede vom Weltgericht, der erschütterndsten Predigt vom Guten und Bösen und seiner ewigen Bedeutung, die jemals gehalten worden ist, ihre höchste Steigerung erreicht. Er predigte gewaltig und nicht wie die Schriftgelehrten, also wohl auch nicht, wenigstens nicht immer in dem Ton, worin die Evangelienerklärer, allein auf den Ertrag seiner Rede für die Dogmatik bedacht, ihn meistens reden lassen: in dem Ton des unerschütterlichen trocknen Ernstes unfehlbarer Lehrentscheidungen.

2

Die erste Begegnung Jesu mit den Pharisäern wird Matthäus 9, 9 erzählt. Jesus geht an einer Zollstelle vorbei; er sieht dort den Matthäus und ruft ihm zu: Folge mir! Und als er zu Hause zu Tische saß, da kamen viele Zöllner und Sünder und saßen mit ihm und seinen Jüngern zu Tisch. Als einige Pharisäer das sahen, konnten sie sich nicht enthalten, die Jünger daraufhin anzureden: Seht ihr denn nicht, in welche Umgebung ihr da geraten seid, in welche Kreise euch der Jesus, dem ihr nachlauft, hineinführt? Jesus hörte das Wispern und zu ihnen sich wendend, sagt er: Nicht die Starken bedürfen des Arztes, sondern die Kranken. Nicht mit dem Ton des lehrhaften Pathos, dürfen wir doch wohl vermuten, sondern mit einem ironischen Lächeln: Natürlich, Leute von so robuster sittlicher Gesundheit, von so unantastbarer Korrektheit des Lebens,

wie ihr Pharisäer seid, die brauchen mich nicht, die brauchen ja keinen Heiland; dagegen Leute, mit denen es so bedenklich steht, wie die Gesellschaft, die ihr hier um mich seht, die haben den Arzt nötig, und daher kommen sie zu mir, und so muß ich denn, da ich mich einmal als Seelenarzt aufgethan habe, wohl oder übel in ihrer Mitte bleiben. Dann aber fährt er fort, und das Lächeln auf seinem Gesicht weicht einem großen Ernst: Ihr aber, die ihr das Gesetz und die Gerechtigkeit in- und auswendig zu kennen meint, „gehet hin und lernet, was es heißt: Barmherzigkeit will ich und nicht Opfer."

Daß diese Rede von den Gesunden, die des Arztes nicht bedürfen, der wir übrigens fast in derselben Form auch einmal bei einem griechischen Philosophen, einem Kyniker, aus gleichem Anlaß begegnen, ironisch gemeint ist, kann ja nicht zweifelhaft sein. Wie Jesus über die „Gesundheit" der Pharisäer denkt, hat er oft und deutlich genug gesagt, sagt er auch hier: ihre Krankheit ist die Blindheit. Blinde Leiter, führen sie das Volk ins Verderben, sie leiten es an, auf das Aeußerliche des Gesetzes zu halten, um dafür das Wesentliche, die Nächstenliebe und die Gerechtigkeit getrost dahinten zu lassen. Was aber ihre Blindheit so schlimm macht, das ist, daß sie selbst sich für sehend, für die allein Sehenden halten. Erkännten sie ihre Blindheit, so könnte ihnen ja geholfen werden. So aber liegt die Sache wirklich verzweifelt; wie sollte es möglich sein, dem Mann die Gerechtigkeit zu lehren, der sie in Erbpacht hat? Wie will man dem Mann beikommen, der täglich in den Tempel geht, um Gott sein Dankgebet zum angenehmen Opfer zu bringen: Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie die andern Leute, Räuber, Ungerechter, Ehebrecher, oder — sein Blick fällt gerade auf den drüben stehenden Nachbar, und das giebt heute seinem Gebet und Dank den glücklichsten Abschluß: oder auch wie dieser Zöllner. Uebrigens auch diese Rede von dem Pharisäer und Zöllner ist doch wohl nicht ohne ein Lächeln gesprochen worden, ein Lächeln der Ironie und zugleich ein Lächeln der Genugthuung über die wundervoll gelungne Zeichnung: man sieht sie dort stehen, den Pharisäer auf einem der vordersten Plätze, er ist hier so heimisch, seine Visitenkarte prangt ihm vom Lehnbrett für das Gesangbuch entgegen, sein Auge schweift beim Eintrittsgebet über die vielen leeren Plätze, und mit Dank gegen Gott fühlt er, daß er doch ein besserer Mensch ist als die Vielen, die heute der Weltlust nachgehen; und dort drüben an der Wand drückt sich der des Orts nicht gewohnte Zöllner, er ist wohl gar ein Sozialdemokrat, hinter einen Pfeiler, ein Gefühl der Scham überkommt ihn vor diesem Gerechten und vor Gott, an den er so lange nicht gedacht, und er spricht: Gott sei mir Sünder gnädig. Ein Bild, das allein seinem Erfinder eine Stellung in der Weltlitteratur geben würde.

Dasselbe ironische Lächeln liegt über der Geschichte mit der Ehebrecherin (Joh. 8, 1 ff.), die von der Kritik zwar aus dem Text ausgeschieden wird, der Sache nach aber durchaus den Stempel des Echten an sich trägt. Wir sehen Jesus wieder in der Mitte zwischen den Respektabeln und den Nichtrespektabeln, und wieder ist sein Platz auf der Seite der Letztern. Es war früh am Morgen, Jesus lehrte im Tempel. Da brachten die Pharisäer und Schriftgelehrten ein Weib herbei, das über dem Ehebruch ergriffen war, und legten ihm eine Frage vor: Nach dem Gebot Moses ist sie zu steinigen, was sagst du dazu? Offenbar in der Meinung: jetzt wird er sich bloßstellen und für Schonung der verworfnen Kreatur eintreten; dann wird auch den Blöden ein Licht über ihn aufgehen. Jesus antwortete nicht; er beugte sich zur Erde und zog mit dem Finger Striche in den Sand, als wollte er sagen: Was geht mich das an? Das Richten ist eure Sache, ihr Hochmoralischen, ihr versteht euch ja so trefflich darauf, über den Nächsten zu Gericht zu sitzen, viel besser als ich. Da sie aber nicht von ihm abließen, richtet er sich plötzlich auf, um seinen Mundwinkel zuckt es, und er spricht: Wohl, so will ich euch meinen Spruch sagen: „Wer ohne Sünde ist, der soll den ersten Stein auf sie werfen." Wer ohne Sünde ist, Leute wie ihr, dem gebührt hier der Vorrang. Ich bin wohl am Ende durch meinen Verkehr mit solchem Volk ein wenig abgestumpft worden in meinen Forderungen; also bitte, ihr ganz Korrekten und Reinen, laßt euch von dem Werke des

Gesetzes durch Warten auf mich nicht länger abhalten. Und er bückte sich wieder zur Erde und zeichnete in den Sand. Inzwischen ist es bei der lärmenden Gruppe ganz still geworden; es stiehlt sich einer, und dann noch einer davon, und nach einem Weilchen ist Jesus mit dem Weibe ganz allein. Und nun wendet er sich zu ihr: Wo sind denn deine Ankläger? Hat dich Niemand verdammt? Und auf ihre Antwort: Niemand, Herr! spricht er, jetzt mit einem Lächeln göttlicher Barmherzigkeit: Auch ich verdamme dich nicht. Gehe hin und sündige nicht mehr.

Und noch eine Gerichtsszene, wo aber Jesus selbst der Gerichtete ist. Es war in der Halle Salomons; die Juden umringen ihn und fragen: Wie lange hältst du uns hin? Wenn du der Christus bist, so sage es uns frei heraus. Jesus antwortet: Ich habe es euch gesagt, aber ihr glaubtet nicht, obwohl die Werke, die ich im Namen meines Vaters thue, von mir zeugen. Da trugen sie Steine herbei, ihn zu steinigen. Er aber antwortete: Viele gute Werke (ἔργα καλά, schöne Thaten) habe ich vor euch gethan von meinem Vater aus; welches unter ihnen ist es, um dessenwillen ihr mich nun steiniget? (Joh. 10, 32.)

Daß er, wie an dieser Stelle, die ironische Frage zu verwenden liebte zur Beschämung und Belehrung, dafür läßt sich noch manche Stelle anführen. So in der Frage der Sabbathheiligung: Ist unter euch einer, so fragt er die Pharisäer, der nicht auch am Sabbath seinen Ochsen oder Esel zur Tränke führt? oder der, wenn ihm das Tier in den Brunnen fällt, es nicht herauszieht auch am Sabbath? Und ihr gedrücktes Stillschweigen als Zustimmung nehmend, fährt er fort: Und eine Tochter Abrahams von ihrer Plage zu erretten am Sabbath, das, lehrt ihr, sei ein Verbrechen? (Luk. 13, 15; 14, 5.) Hier wird ausdrücklich die Wirkung der Frage berichtet: Wie er dieses sagte, schämten sich alle seine Widersacher, und die ganze Menge freute sich über alle seine herrlichen Thaten. Die Gesetzesmänner sind durch die Konsequenz ihrer eignen Gesetzesauslegung ad absurdum geführt.

So treibt er ein andermal durch Fragen über Stellen der Schrift ihre Schriftgelehrsamkeit in die Enge: Wie nennt David den Messias, der doch sein Sohn sein soll, einen Herrn? (Matthäus 22, 43.) Oder eine andre Psalmstelle: Ich habe gesagt: Götter seid ihr, verwendet er, um die Frage daran zu knüpfen: Wenn also die Schrift die, an die sie gerichtet ist, Götter nennt, wie könnt ihr da zu mir sagen: Du lästerst Gott, weil ich gesagt habe: Ich bin Gottes Sohn? (Joh. 10, 35.) Es ist, als wollte er damit sagen: Ihr könntet ja alle auf dies Schriftwort hin — an einem Schriftwort darf man nicht drehen und deuteln — euch Götter nennen; warum wollt ihr mir das bescheidnere „Sohn Gottes" wehren, mir, der ich denn doch in meinen Werken gute Zeugnisse für meine Herkunft beizubringen vermag?

Hier mag auch an ein scherzendes Wort, das er zu Petrus spricht, erinnert sein (Matth. 17, 24). Es wird die Tempelsteuer von ihnen eingefordert; was dünkt dich, Simon, fragt Jesus, die Könige der Erde, von wem nehmen sie Steuern? von ihren eignen Söhnen oder von Fremden? Und als Petrus antwortet: Von den Fremden, erwidert er: So wären wir also als Gottessöhne von der Gottessteuer eigentlich frei? Indessen, fügt er hinzu, da wir einstweilen incognito durch das Land ziehen, so wollen wir ihnen kein Aergernis geben; geh hin, zieh einen Fisch aus dem See und nimm die Münze, die er im Munde hat und gieb sie ihnen für mich und dich.

Mit einem humoristisch ironischen Lächeln wird auch jene Frage an die Hohenpriester und Aeltesten (Matth. 21, 28 ff.) gestellt sein. Sie hatten ihn nach seiner Vollmacht, im Tempel zu lehren, gefragt. Indem er sie zuerst durch eine Gegenfrage nach der Vollmacht des Johannes, zu taufen, in Verlegenheit gebracht hat, fügt er noch eine Frage hinzu: Was dünkt euch: ein Mann hatte zwei Söhne; er sagte zu dem einen: Geh heute und arbeite im Weinberg. Der antwortete: Ja, Herr, und ging nicht hin. Der andre antwortete auf dieselbe Aufforderung: Ich mag nicht; dann thats ihm leid, und er ging hin. Wer von ihnen hat den Willen des Vaters gethan? Sie sprachen: Der zweite. Vortrefflich, erwiderte Jesus, habt ihr geantwortet. Und nun will ich euch auch etwas sagen, was ihr mich nicht gefragt habt, und das Lächeln verwandelt sich in einen Zornblitz: die Zöllner und Huren kommen vor euch in das Reich Gottes.

Oder man lese die Erzählung Lukas 7, 36 ff. Ein Pharisäer hat Jesum zu Tisch geladen. Da kommt ein sündiges Weib, das in der Stadt war, und stellt sich weinend von hinten zu seinen Füßen, netzt sie mit Thränen und wischt sie mit ihrem Haar ab, küßt sie und salbt sie mit Salbe. Der Pharisäer sprach bei sich: Das will ein Prophet sein, und er erkennt nicht einmal, was für eine Art Weib das ist! Jesus aber sprach zu ihm: Simon, ich will dir ein Wort sagen. Ein Geldleiher hatte zwei Schuldner, der eine war fünfhundert, der andre fünfzig Denare schuldig. Da sie nicht zahlen konnten, schenkte er es beiden. Wer von den beiden, sprich, wird ihn wohl mehr lieben? Und als er antwortete: Natürlich der erste, da blickt Jesus auf das Weib: Nun, dann ist es auch kein Wunder, daß sie mir mehr Liebe erweist, als du es beim Eintritt in dein Haus gethan hast. Wie könnte auch so ein Gerechter, dem gar nichts zu vergeben ist, so lieben wie dieses Weib, das so viel gesündigt hat. Und sprach zu dem Weibe: Deine Sünden sind dir vergeben, gehe hin in Frieden. An einer andern Stelle geht die humoristisch gefärbte Ironie in bittern Sarkasmus über. Lukas 13, 31 ff. erzählt: Einige Pharisäer kamen zu ihm und sagten ihm: Mach dich fort von hier, denn Herodes will dich töten. Er antwortete: Sagt diesem Fuchs: Heute und morgen bin ich noch hier, treibe Teufel aus und wirke Heilungen, am dritten bin ich fertig. Dann aber muß ich nach Jerusalem aufbrechen, denn es geht nicht an, daß ein Prophet außerhalb Jerusalems umkommt. Der Sarkasmus des letzten Wortes ist verständlich genug: als ein Prophet hab ich eine Art Rechtsanspruch auf die Ehre, in Jerusalem, der heiligen Stadt, wo man von jeher die Propheten getötet hat, umgebracht zu werden. Es scheint aber auch schon im Vorausgehenden eine sarkastische Wendung zu stecken, die freilich bei der vorliegenden Gestalt des Textes nicht rein herauskommt. Er scheint sagen zu wollen: Sagt diesem Biedermann Johanneischen Andenkens, er müsse sich eilen, nur heut und morgen sei ich noch da, am dritten Tage aber fertig. Also heut oder morgen; am dritten muß ich reisen. Indessen, fügt er hinzu, er wird so kaum das Vergnügen haben können, mich dahin zu befördern, wohin er den Johannes befördert hat, denn als Prophet muß ich doch eigentlich in Jerusalem sterben. Hat er doch schon kurz zuvor einmal das Privileg der Stadt Jerusalem, das Privileg des Prophetenmordes, mit einer Art grimmigen Humors berührt (Luk. 11, 47 ff.): Wehe euch Pharisäern, ihr baut den Propheten Grabmäler; eure Väter haben sie umgebracht. Schön teilt ihr euch in die Arbeit: die Väter töteten die Propheten, die Söhne bauen die Denkmäler und erhalten damit die That in der Erinnerung, zu wohlgefälligem Andenken, scheint es.

Friedrich Paulsen

Der christliche Glaube im geistigen Leben der Gegenwart

2. Der geschichtliche Christus

Kehren wir zu Kaftans Darlegung zurück.*) Durch ein kurzes Kapitel, worin er die theoretische Unbeweisbarkeit des christlichen Glaubens rechtfertigt, zugleich aber seinen bedeutenden und segensreichen Einfluß aus der Geschichte aufdeckt und daraus als das Mindesturteil, das jeder Einsichtige anerkennen müsse, herleitet, daß der Glaube eine bedeutungsvolle Phase in der Geschichte des menschlichen Geisteslebens gewesen sei, bahnt er sich den Weg zu seiner Hauptaufgabe, der Darlegung des ewigen Realitätsgrundes, wodurch sich der Glaube als die Wahrheit für alle Zeiten bewährt. Dieser Grund ist ihm „der geschichtliche Christus.“ Was Kaftan nun hierüber sagt, ist, wenn ich recht sehe, von ihm als eine Auseinandersetzung mit der Art gemeint, wie in der Schule Albrecht Ritschls über dies Thema gehandelt zu werden pflegt. Mit diesen Theologen weiß er sich eins in der Auffassung, daß der geschichtliche Jesus von

*) Es handelt sich um die Schrift von Theodor Kaftan, Generalsuperintendenten von Schleswig: Der christliche Glaube im geistigen Leben der Gegenwart. Schleswig, Bergas, 2. Aufl. 1,20 Mk.

Nazareth Quelle, Bürgschaft und Inhalt des christlichen Glaubens ist, aber er trennt sich weit von ihnen in der Beschreibung dieses geschichtlichen Jesus. Ihm ist der biblische Jesus, d. h. der Jungfrauensohn, der leibhaftig Auferstandne, der Wunderthäter, der geschichtliche; er erkennt nicht an, daß in den Quellen irgendwelche Verdachtsmomente gegen die geschichtliche Zuverlässigkeit dieser Ueberlieferungen liegen. Er führt vielmehr die Zweifel daran lediglich auf philosophische Irrungen zurück. Er behauptet, daß der Glaube die Gewißheit von der Geschichtlichkeit des überlieferten Christusbildes mit seinen Einzelheiten erwecke.

Hier möchte ich nun zunächst eine Frage einwerfen: Kaftan will uns zeigen, daß der geschichtliche Jesus Grund unsers Glaubens sei. Da aber auch ihm eigentlicher Gegenstand des Glaubens Gott selbst ist, so heißt das doch, daß an dem geschichtlichen Leben Jesu denen, die Gott noch nicht kennen, die Gewißheit aufgeht, daß für sie ein Gott da ist. Ich betone: denen, die Gott noch nicht kennen. Können nun solche Menschen das Christusbild für geschichtlich halten, das Kaftan auf Grund der Evangelien zeichnet? Kaftan selbst sagt uns: Nein! Sie können die wesentlichen Züge dieses Bildes nur für unmöglich, für sagenhafte Andichtungen halten. Diese Einsicht hat nun bekanntlich andre Theologen dazu getrieben, solchen modernen Menschen mit dem Nachweis entgegenzukommen, daß das, was in Jesu Leben als im alltäglichen Sinne wirklich anzusehen ist und keiner Kritik unterliege, sein „inneres Leben“, groß genug sei, um einen tragfähigen Grund des Glaubens abzugeben. Gegen diese Anschauung wendet sich Kaftan entschieden. Er bestreitet mit einer gewissen Heftigkeit, daß man das Moment des Wunders in und an Jesu Leben dahingestellt sein lassen und meinen könne, auf die Herrlichkeit seines Charakters allein ein Glauben an Gott bauen zu dürfen. Damit bringt Kaftan uns in eine schwierige Lage: das Glaubenschaffende ist nach ihm das Ueberweltliche, das Metaphysische an der Person Jesu. Aber dies Ueberweltliche, Metaphysische ist nur für den, der Glauben hat, wirklich.

Ich weiß wohl, woran es liegt, daß Kaftan die Schwierigkeit dieses Dilemmas nicht sieht. Trotz allen Verständnisses für modernes Geistesleben nämlich, das er im ersten Kapitel gezeigt hat, setzt er das Verhältnis der heutigen Menschen zu Christus in Analogie mit dem der ersten Jünger und übersieht dabei völlig den ungeheuern Unterschied der geistigen Situation. Dieser Unterschied ist doch aber der, daß jene jehovahgläubige Juden waren, die Heutigen aber diesen Gottesglauben nicht als festen Besitz mitbringen. Daß ein Mensch, der dessen gewiß ist, daß Gott ist, in Christus diesen Gott als seinen Vater erkennt, ist aber zweifellos viel eher möglich, als daß ein Mensch, der an Gott zweifelt, zu diesem Glauben kommt. Denn jener wird in dem, was über das Alltägliche hinausragt, dazu disponirt sein, Gottes Hand zu erkennen, während dieser darin nur Rätselhaftes, Unerklärliches, Unmögliches zu erblicken vermag. Ich schließe daraus, daß die viel mißbrauchte Rede vom geschichtlichen Jesus als dem zureichenden Grund unsers Glaubens nur dann einen Sinn hat, wenn das „geschichtlich“ straff gefaßt wird als das, was sich nach den Analogien sonstigen geschichtlichen Geschehens mittels der überall angewandten Methode als wirklich ergiebt. Ob das dann in der That ein zureichender Grund des Glaubens ist, das ist eine andre Frage. Aber wenn nicht, so ist eben nicht der geschichtliche Christus Grund des Glaubens, sondern das Bild, das die Evangelien von ihm gezeichnet haben.

Und ich meine in der That, daß es Zeit wäre, diese Redeweise fallen zu lassen; daß man getrost lehren soll, der Glaube sei immer ein Wagnis, ein Sprung ins Dunkle, über dessen Grund erst die aus dem Leben im Sinn der Evangelien herauswachsende Erfahrung entscheidet. Diese Erfahrung, die der Christ im Zusammenleben mit dem biblischen Christus macht, daß nämlich dadurch Gewißheit Gottes gewonnen wird und damit das Heil, wird ihm dann Halt und Zuflucht auch in Stunden der Anfechtung sein. Aber darauf, ob dieser biblische Christus, in dessen Worten, Thaten und Widerfahrnissen er Gottes Walten schaut, auch wirklich so gelebt hat, wird er dabei nicht reflektiren. Und wenn ihm der biblische Christus auch

ein Idealbild wäre, was thut das? Dann wäre eben dies die Gabe, die Offenbarung Gottes an ihn, an der seine heilige Liebe zu erfassen ist. Heißt das etwa den christlichen Glauben „von seiner geschichtlichen Bedingtheit loslösen"? Aber ist denn das apostolische Zeugnis dieses Glaubens nicht auch ein Stück Geschichte? Ist die immer wiederholte Erfahrung der Gemeinde mit dem Christus der Evangelien nicht Geschichte? „Gotteskindschaft, Bruderliebe, Reichsgenossenschaft sind, was sie sind: Thatsachen, Leben und Kraft nur auf der geschichtlichen Wurzel, auf der sie gewachsen sind." Jawohl, aber die geschichtliche Wurzel ist nicht dies oder das, was von Jesus erzählt wird, sondern die bis in die Gegenwart hineinreichende Thatsache der Wirksamkeit dieses Lebensbildes.

Diese Andeutungen werden genügen, mein ablehnendes Urteil über Kaftans Darlegungen zu rechtfertigen. Ich bin der Ueberzeugung, daß man mit dem Wertlegen auf die Geschichtlichkeit des biblischen Berichts von Christus bis in seine Einzelheiten einen mit der modernen Weltanschauung ringenden Menschen einfach vor den Kopf stößt. Er kann das nicht fassen, daß hier wirklich sein soll, was sonst im ganzen Bereiche der Geschichte als unwirklich gelten würde. Die Predigt nach Kaftans Muster würde Kopfschütteln, Herzweh, wenn nicht ungeduldige Abwehr hervorrufen. Ich bin aber ebenso der Ueberzeugung, daß die Predigt des innern Lebens Jesu ihr Ziel nicht erreicht. Denn darin stimme ich Kaftan bei: diese Predigt wird schwerlich mehr als Sympathie, Bewunderung, Ehrfurcht wecken — von da zum Glauben im Paulinischen Sinne ist aber noch ein gewaltiger Sprung.

Was thun? Man leite die Menschen an, die Frage nach der geschichtlichen Wirklichkeit dessen, was das Neue Testament erzählt, einmal dahingestellt sein zu lassen. Nicht darauf kommt es an, ob das alles „richtig" ist, sondern ob es Recht habe. Du mußt es wagen, so dein Leben anzufassen, wie es Paulus that, in Vertrauen und Gehorsam gegen das, was auch ihm von Christus nur — erzählt wurde. Du mußt es erproben, ob die von ihm und einem großen Haufen Zeugen dir vorgelebte Hingebung an diesen Christus der Schrift nicht auch in deine Seele Licht und Trost bringen, deinen Willen heiligen, dein Gewissen trösten wird. Versuche es nur, du selbst! So ungefähr müßten wir in der Gegenwart das Evangelium predigen. Jeder Versuch, den Zweifel des modernen Menschen an der Geschichtlichkeit der evangelischen Berichte zu kuriren, ist vom Uebel. Lassen wir ihn zweifeln. Sei unser Glaube auch nur eine Hypothese! Aber helfen wir ihm, daß er diese Hypothese lieb gewinnt, daß er ihren Wert erfährt, daß er sie als seinen, ihm unentbehrlichen Glauben schätzen lernt. Wir sollten nicht soviel vom Grunde reden, warum wir glauben, sondern vom Zweck, weshalb wir glauben. Wer die Seligkeit des Glaubens in Herz und Gewissen erprobt hat, der wird nach seiner Begründung ebenso wenig fragen, wie der Gatte nach dem Grunde seiner Liebe oder der Patriot nach dem Grunde seiner Anhänglichkeit an die Heimat. Er glaubt, weil er glauben muß.

3. Das Wunder

In dieser ganzen Erwägung habe ich freilich stillschweigend von einer Voraussetzung Gebrauch gemacht, die Kaftan nicht gelten läßt. Er verneint nämlich, daß ein Mensch, der auf dem Boden der modernen historischen Forschung steht, wissenschaftliche Gründe habe, das Wunderbare an und in Jesu Leben für unwirklich zu halten. Das sei nur Folge einer irrenden Philosophie. Geschichtlich sei Alles in bester Ordnung: die Wunder sind in mehreren Quellen überliefert, diese Quellen stammen aus großer zeitlicher Nähe, sie harmoniren im wesentlichen mit einander. Wer also auch Andres für möglich halte, als uns sonst in der Geschichte begegnet, der habe keinen haltbaren Grund, diese Erzählung ins Reich der Sage zu verweisen. Nur der naturalistisch bestimmte Forscher thue das.

Ich will mich nicht damit aufhalten, zu untersuchen, ob nicht Kaftans Beurteilung der Quellen viel zu optimistisch ist, ich will nur fragen, ob er sich über die Konsequenzen seines Satzes klar ist. Ich erinnere mich, ganz Aehnliches in der Kölnischen Volkszeitung — oder waren es die Hefte der Görresgesellschaft — über die Wunder von Lourdes oder dergleichen gelesen zu haben. Da hieß es auch, wer überhaupt ein Eingreifen Gottes in das menschliche Geschehen für möglich halte, der habe keinen Grund, an solchen Erzählungen zu zweifeln. In der That, historische Bedenken in dem Sinne, wie Kaftan sie allein zu kennen scheint, liegen da nicht vor. Wir haben viele Berichte, sie stammen von solchen, die sich als Augenzeugen bezeichnen, Etliche behaupten, selbst Wunder erlebt zu haben, sie haben das vor Behörden bezeugt und ärztliche Atteste beigebracht. Ist es wirklich naturalistische Befangenheit, wenn wir dennoch solche Geschichten ins Reich der Fabel verweisen? Ich hoffe doch, daß auch Kaftan so naturalistisch befangen sein wird. Nein, es ist vielmehr die zwingende Konsequenz der historischen Methode. Ob in abstracto Einzelvorgänge, also Wunder möglich sind, das ist eine Frage der Philosophie, aber ob Wunder berichtbar sind oder nicht, das ist eine Frage der historischen Forschung. Der Historiker soll erzählen, was er von der Vergangenheit weiß. Wissen aber giebt es nur — so belehrt uns Kaftan selbst — von der sichtbaren, natürlichen Welt, nicht vom Uebernatürlichen:

> Es gehört zum Begriff des Wunders, unerklärlich zu sein, Grenze unsers Erkennens.

Ist das so, so liegt das Wunder außerhalb des Bereichs des historischen Wissens. Und deshalb darf der Historiker Wunder in die Erzählung dessen, was er von der Vergangenheit weiß, nicht aufnehmen. Thut er es, so streift er den Mantel des Gelehrten ab und wird zum Dichter. Dies müßte meines Erachtens jeder Historiker zugeben, der seine Wissenschaft rein erhalten will, mag er im Rahmen seiner Weltanschauung Platz für Wunder haben oder nicht. Der Vorwurf des Naturalismus wird ihn deshalb noch nicht treffen. Wohl aber wird, wer anders verfährt, sich zu hüten haben, daß er nicht die Grenzen zwischen Wissen und Glauben verwische und über das Ganze der Geschichte einen Schein der allgemeinen Unsicherheit breite, durch den das Interesse des Glaubens gerade tödlich getroffen wird.

Aus dieser Sachlage, der Unfaßbarkeit des Wunders für die historische Forschung, möchte ich nun freilich im Hinblick auf die Ueberlieferung von Jesus eine sehr radikale Konsequenz ziehen. Nämlich die, daß das Leben Jesu kein Gegenstand der rein historischen Forschung ist. Denn darin hat Kaftan Recht, das Lebensbild Jesu nach den Evangelien ist so durchsetzt mit wunderbaren Zügen, auch im synoptischen Bericht ist das Unfaßbare so wesentlich, daß eine strenge historische Methode das Allermeiste mit Fragezeichen versehen muß und spottwenig übrig bleibt. Jedenfalls zu wenig, um den Glauben der Apostel daraus zu erklären, geschweige denn Glauben in der Gegenwart zu schaffen, aber überhaupt zu wenig, um daraus ohne Zuhilfenahme überschwänglicher Phantasie ein einheitliches, lebensvolles Persönlichkeitsbild zusammenzusetzen. Die historische Forschung leistet uns die trefflichsten Dienste in der Aufhellung der Einzelheiten aus dem Leben Jesu, aber eine Gesamtanschauung ist nur dem Glauben gegeben. Wo immer der Versuch der Biographie durchgeführt oder ein Charakterbild gezeichnet ist, was ist anders herausgekommen als die Erkenntnis, daß das schlichte Bild, das der Glaube der Evangelisten erzeugt hat, unerreichbar ähnlich, unvergleichlich lebensvoll ist? Wenn also ein wunderloses Jesusbild offensichtlich unwirklich und ein wundervolles Jesusbild für den Historiker nicht darstellbar ist, was bleibt anders als der Verzicht der Historie auf diesen Gegenstand? Die Warnung Albrecht Ritschls vor der Darstellung des Lebens Jesu ist wahrlich noch nicht veraltet; es bleibt dabei: „Unsern Herrn Jesus Christus kann man nicht darauf ansehen, zu einem Lebensbilde zu sitzen."

Von hier aus ergiebt sich nun noch deutlicher, weshalb wir das apologetische Verfahren, das den „geschichtlichen Christus" ins Feld führt, aufgeben müssen. Es liegt dabei immer die Gefahr nahe, zu vergessen, daß Christus als Ganzes, als Person mit den Mitteln der Wissenschaft nicht zu erfassen ist. Und die andre Gefahr, daß die, die wir an die Evangelien heranführen, statt sich vor der einfachen Größe des aus ihnen herausstrahlenden Eindrucks zu beugen und sich dem davon ausgehenden Impuls innerlich hinzugeben, verführt werden, ihre Berichte zu zerlegen und zu kritisiren.

4. Der apostolische Glaube

Wesentlich kürzer kann ich den letzten Abschnitt der Schrift Kaftans besprechen. Kaftan giebt in ihm eine Darlegung des christlichen Glaubens nach seinem Inhalt; er führt aus, zu welchen Sätzen über Gott und die göttlichen Dinge der Christgläubige gelangt. Diese Sätze sind ihm die des apostolischen Glaubensbekenntnisses, das er die reine und vollständige Entfaltung des Christusglaubens nennt. So wird seine Darstellung des christlichen Glaubensinhaltes zu einer Auslegung dieses Bekenntnisses. Eine feinsinnige, kräftige Auslegung, nur leider! ohne Bezugnahme auf die Lutherische Erklärung, für die Kaftan in seinem größern Buche, der Auslegung des Lutherischen Katechismus, ein so liebevolles Verständnis bewährt hat. Aber so schön sich diese Seiten lesen, ich vermisse darin doch die Hauptsache: die stete Beziehung auf das geistige Leben der Gegenwart. Nirgends finde ich Brücken geschlagen, die dem modernen Menschen den Wert dieser Sätze zugänglich machen, nirgends ihre praktische Bedeutung ans Licht gestellt. Wenn ein Suchender das in die Hand bekommt, was wird der Eindruck sein? Ich glaube: er wird von der Plerophorie dieses Bekenntnisses erdrückt werden; er wird mit tiefem Respekt vor der charaktervollen Kraft erfüllt werden, aus der es quillt; es wird ihm imponiren — aber er wird zugleich stärker wie je empfinden: ich kann nicht, und wird davongehen.

Ich wünsche den Wert des Apostolikums, von dem auch ich bekenne, daß es einen treffendern und größern Ausdruck des Glaubens nicht giebt, nicht anzutasten, wenn ich urteile, daß es in die Apologetik nicht hineingehört. Auch nach Kaftans Meinung soll es doch Bekenntnis der Kirche sein, Ausdruck des fertigen Glaubens, wie er nur der Gesamtgemeinde eignet. In der Apologetik haben wir es mit dem Einzelnen, mit dem Suchenden zu thun. Was kann unpädagogischer sein, als ihm — ich gehe damit ganz auf Kaftans Auffassung ein — gleich das unendlich erhabne Ziel vor Augen zu halten, wo ihm schon der erste Schritt auf dem Wege Mühe macht? Wer im Apostolikum uneingeschränkt seinen Glauben bekennen kann, auch ganz abgesehen von den historischen Anstößen, der ist entweder leichtsinnig, weil ihm die ungeheure Unbegreiflichkeit dieses Glaubens noch nicht aufgegangen ist, oder er ist ein sehr reifer Christ, der seines Gottes und Heilands so gewiß ist, daß ihm Nichts mehr zu kühn erscheint: beide bedürfen der Apologetik nicht. Aber mehr noch: es ist geradezu gefährlich, einem Suchenden in dieser Weise das Apostolikum entgegenzuhalten. Ist es denn wirklich so, daß der Glaube sich allererst in der Glaubenserkenntnis entfalten soll? Ist der ein vollkommner Christ, der das Alles glaubt, was das Apostolikum bekennt? Oder ist nicht vielmehr der ein vollkommner Christ, der aus seinem Verhältnis zu Christus das rechte Verhalten zu Gott und Christus, zur Welt und zu sich selbst ableitet? Nun, dann müssen wir Sorge tragen, werdende Christen mit ganzem Ernst dahin zu leiten, daß sie diese Aufgabe des wahren Gottesdienstes in der Weltüberwindung ins Auge fassen. Auch hier wieder zeigt sich, wie intellektualistisch interessirt Kaftan ist. Als ob das das Wichtigste wäre, was einer über Gott, Christus, heiligen Geist denkt, und nicht, wie er sich zu ihnen verhält! Und selbst wenn wir uns darauf beschränken wollten, darzulegen, was ein Christusgläubiger denken soll, wäre das Apostolikum zum Leitfaden nicht geeignet. Denn das ist nicht der ganze Christenglaube. Was denkt der Christ über die Welt? über die Menschen? über sich selbst? Darüber schweigt das Apostolikum. Und doch sind diese Fragen wahrlich bedeutungsvoll. Eine irrige Weltanschauung ist gewiß ebenso gefährlich für den Christen wie eine irrige Anschauung von Gott.

Ich kann daher eine Auslegung des Apostolikums weder für eine vollständige Entfaltung des Christusglaubens halten, noch überhaupt ein Bekenntnis für den unmittelbaren Ausdruck des Glaubens. Unser Glaube kommt zum Ausdruck in unserm ganzen Leben. Eine zielsichere Apologetik wird vor allem den Nachweis führen müssen, daß aus dem Glaubensverhältnis zu Christus die Fähigkeit folgt, die Welt zu überwinden. Denn Weltüberwindung ist von je die tiefste Sehnsucht des Menschenherzens gewesen, und wer ihm den Weg dahin zeigt, dem wird es sich gern anvertrauen.

So stehe ich denn der Schrift Kaftans fast durchweg ablehnend gegenüber: der Ausgangspunkt erscheint mir zu eng, seine Begründung des Christentums unhaltbar, das Ziel, das er verfolgt, nicht praktisch genug: Alles in Allem mangelt dieser Art von Apologetik die richtige Psychologie des modernen Menschen. Dennoch bekenne ich am Schluß nochmals, durch die kleine Schrift lebhaft angeregt zu sein und in der Auseinandersetzung mit ihr meine Gedanken über das Verhältnis des modernen Menschen zum Christentum vielfach gewandelt zu haben. Auch wenn ich das Evangelium nicht so zu verkündigen und zu verantworten wagen würde, wie Kaftans Schrift es thut, so ist doch meine Hoffnung, daß der Ernst und die Tiefe, womit sie die hier verhandelten Fragen anfaßt, wenn auch nicht Suchende gewinnen, so doch die zu gleichem Werk der Verantwortung des Evangeliums vor den Zeitgenossen Berufnen zu hingebender und kräftiger Erfassung ihrer Aufgabe fördern wird. Foerster

---

Die Anfänge von Goethes Freundschaft mit Lavater

1

Jedem Kenner der deutschen Litteraturgeschichte ist es bekannt, wie bedeutsam für die Entwicklung des jungen Goethe seine Bekanntschaft mit Lavater geworden ist, wie aber nachmals beide Männer sich gänzlich entfremdet wurden, wiewohl Lavater stets den Wunsch einer Wiederannäherung im Herzen trug. Aber soviel auch über den großen Dichter in der letzten Zeit geschrieben wurde, schwebte doch über der Entstehung des Freundschaftsverhältnisses ein gewisses Dunkel. Jetzt ist durch den berühmten Lavaterforscher Professor Heinrich Funck in Gernsbach in einem Artikel, der den oben angeführten Titel trägt (in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung Nr. 131 vom 14. Juni 1898) Alles in wünschenswertester Weise klar gestellt. Während man bisher nur einzelne Auszüge aus Briefen Lavaters an Goethe kannte, liegen nun sechzehn Schreiben des vielverehrten und vielgehaßten Züricher Propheten an den jungen Frankfurter Dichter im Wortlaut vor, die außer dem letzten sämtlich vor dem ersten uns bekannten Briefe Goethes an den ältern Freund geschrieben wurden. Sie fallen in die Zeit vom 14. August 1773 bis 1. Mai 1774, sämtlich also auch vor das erste Zusammentreffen beider Männer in Frankfurt, das Goethe selbst als Greis so lebensvoll in Dichtung und Wahrheit geschildert hat. Mit Recht schreibt Funck:

> Die sechzehn soeben zum erstenmal herausgegebnen Lavaterbriefe, von denen die ersten dreizehn eine zusammenhängende Reihe bilden, bringen die wunderbare Natur der beiden Korrespondenten wie auch den Geist des damaligen Zeitalters in höchst merkwürdigen Aeußerungen zum Ausdruck; vor allem kommt in ihnen auch das Interessanteste zur Sprache, was Goethe und Lavater gegenseitig mächtig anzog, sie aneinander fesselte, und was früher oder später das Band ihrer Seelenfreundschaft gewaltsam zerreißen mußte.

Es waren die letzten Fragen des religiösen Lebens, über die sie mit einander verhandelten. Wenn auch schon damals eine tiefe Verschiedenheit nicht zu verkennen ist, so liegen doch auch noch bedeutsame Berührungspunkte vor, die nachmals verloren gingen, als sich die innere Entwicklung Goethes mehr und mehr von der durch Lavater vertretnen Geistesrichtung entfernte. Es findet sich viel Interessantes in diesen Briefen, die nach Briefkopien veröffentlicht sind, die unter Lavaters Augen angefertigt wurden und jetzt im Besitze des Antistes Dr. Finsler in Zürich sind; besonders fällt auf die Anteilnahme Goethes an Lavaters physiognomischen Studien ein helles Licht. Für die Leser der Christlichen Welt ist besonders wichtig, was auf das Innenleben beider Korrespondenten sich bezieht. Manches wird verständlicher, wenn man die in derselben Zeit geschriebnen zehn Briefe der Susanna Katharina von Klettenberg zum Vergleich heranzieht, die Professor Funck im Goethejahrbuch 1895 veröffentlicht hat.*) Welche Bedeutung

---

*) Auszüge aus diesen Briefen nebst Erläuterungen befinden sich in meinem Buche: Goethes schöne Seele, Gotha, F. A. Perthes, 1896, in dem Abschnitte XI (Lavater und Cordata) S. 183 f.

die schöne Seele überhaupt für die beiden Freunde gehabt hat, ergiebt sich auch aus diesem Briefwechsel, indem Lavater am 1. Mai 1774 über sie schreibt: „Unaussprechlich erquicken mich Dürstenden die Gedanken, die du mir von einer schwesterlichen Seele mitteiltest.“ Diese schwesterliche Seele war Niemand anders als eben Fräulein von Klettenberg, die ohne Nennung ihres Namens im Januar 1774 einen Briefwechsel mit Lavater angefangen hatte und erst später sich ihm zu erkennen gab.

2

Merkwürdig ist, welch demütigen Ton der wegen seiner Eitelkeit verrufne ältere Mann hier gegenüber dem jüngern anschlägt. Doppelt merkwürdig, weil Lavater damals in der ganzen gebildeten Welt unendlich gefeiert wurde. War es nun die Demut des Antisthenes, bei dem die Eitelkeit auch durch die Lumpen hindurchschimmerte? Oder hat er wirklich von Goethe eine innere Förderung erwartet, und man urteilt über diese jedenfalls etwas problematische Natur gemeinhin zu hart?

Schon im ersten Briefe, in dem er Goethe bei Zusendung des von ihm bewunderten Goetz dankt, bittet er ihn:

Schreiben Sie, was Sie immer schreiben wollen. Sie werden immer der Einzige in Ihrer Art sein; immer — unaussprechlich nützen und unter allen Ihren Lesern keinen aufmerksamern, keinen wärmern haben als mich.

Im zweiten Briefe nimmt er Bezug auf die „Zwo Fragen,“ die Goethe 1773 unter dem Titel eines Landgeistlichen in Schwaben erörterte, und schreibt darüber:

Ich kann nicht aussprechen, wie meine Seele dürstet, von einem Doctor juris — Theologie zu lernen — warum haben wir Theologen keinen Sinn? — Ich kann nur — zittern, glühen, schweigen — aber nicht aussprechen — wie sehr ich wünsche — mehr große Winke, ausgedachte Ahndungen meiner Seel — von Ihnen zu sehen — zu empfangen — und wie sehr ich insonderheit nach einem Geistesideal von Ihrer Empfindung und Ihrer Hand — schmachte.

Lavater denkt hier an eine Zeichnung von Goethes Hand. (Brief 6) Er kommt auf diesen Wunsch am 19. November wieder zurück, indem er schreibt:

Wenn ein Pakete, das ich erwarte, kein Christuskopf ist — (Siehe, Bruder, mein Glaube ist groß — nur sollte geschehen, wie ich glaube) — so erwarte ich mit erster Post unfehlbar einen gelungnen oder mißlungnen, von der Hand dessen, der wie keine Seele aus meiner Seele herausgedacht, in mein Herz hineinempfunden hat, von einer Hand, die, nicht wahr? die *** an *** schrieb?

Er meint das Schreiben des Pastors zu *** an den Pastor zu ***, in dem Goethe sich über wichtige religiöse Fragen, besonders über Toleranz, in einem sehr weitherzigen Sinne aussprach.

Der folgende Brief (Nr. 7. vom 30. November) beweist, daß die Differenz zwischen Goethe und Lavater doch viel tiefer war, als der enthusiastische Lavater nach jenem Schreiben angenommen hatte, obwohl das vertrauliche „du“ uns von da ab im Briefwechsel begegnet. Goethe hatte ihm geradezu geschrieben: „Ich bin kein Christ.“ Aber dieses freimütige Bekenntnis machte Lavater nicht an ihm irre. Er schrieb ihm die schönen Worte:

Gott weiß es, du bists noch mehr, seit du mirs gesagt hast: „Ich bin kein Christ.“ Ich nehms keiner Seele übel, die nicht glauben kann; aber von denen wend ich mein Angesicht, die sagen, sie glauben, und nicht glauben. Wer glaubt es — und wem ist des Herrn Arm offenbar?

Dann aber fährt er in Erregung weiter, um in der stürmischen Manier, die man ihm oft als Aufdringlichkeit (ob mit vollem Recht?) verdacht hat, die Seele des Freundes, der schon damals für ihn verloren war, für seine Sache zu erobern:

Aber nun, Bruder, sage mirs, wenn du es sagen kannst, was hast du wider den Christus, dessen Name ich zu verherrlichen dürfte, noch nicht verherrliche? Ich schwöre dir Ehrlichkeit. Sage mir, ist Christus nicht Gottes Ebenbild und Urbild der Menschheit? — und ich will stille horchen, was du dawider hast, und gewiß nicht schikaniren und gewiß nicht Partey-Sache machen. Aber von dir und deiner empfindsamen Tiefsicht erwart ich auch, was ich von keinem, keinem ungläubigen Zweifler, Spötter erwarte.

Er schließt dann mit den eindringenden Worten:

Dränge mich, so zeig ich dir Christus — oder ich ergreife wider ihn die Feder. Es ist kein Christ auf Erden, ich bin auch keiner. Aber du sollst Einer werden — oder ich werde, was du bist. Innigst umarme ich meine Brüder — Nicht Worte geb ich dir — Geist, oder Nichts. Rede — ich werde hören und verstehen — dann bin ich hier von Ewigkeit zu Ewigkeit dein Bruder.

Man muß sich bei solch überschwänglicher Redeweise stets gegenwärtig halten, daß diese Briefe in der Sturm- und Drangperiode geschrieben sind, die selbst auf Gedankengang und Schreibweise einer so harmonischen Natur, wie es die schöne Seele gewesen, nicht ohne Einfluß geblieben ist. Vieles, was uns phantastisch, fast abstoßend erscheint, war den Menschen jener Zeit etwas Natürliches.

Ein Brief vom 28. Dezember (Nr. 8) enthält die ersten Bedenken gegen Goethes Stellung zur Kirche. Lavater fragt ihn:

Sag mir doch, wie kannst du Einheit — zwei sein? Ich kanns nicht.

Er versteht nicht, wie er bei seinem Glauben den Pastorbrief schreiben könne:

Ich glaube, es ist Großmut gegen Schwache — aber ich fürchtete mich bei solcher Großmut vor Unredlichkeit, so schwach bin ich noch.

Im folgenden Schreiben (Nr. 9) tritt der Zwiespalt noch schärfer hervor:

Goethe! Du fängst an zu sinken — aus Güte, denk ich, aus Weisheit — du glaubst nicht an meinen Glauben, an dich, doch liebst du mich — du weißt noch nicht, was ich tragen kann — doch der Starke rühme sich nicht seiner Stärke.

Immerhin schließt auch dieser Brief mit der Frage:

Willst du mein Lehrer bleiben? Ich umarme dich.

Aus ähnlicher Tonart geht ein Brief vom 7. Januar (Nr. 10). Hier schreibt Lavater:

Nun — gieb, was du hast — und erwarte von mir — nichts als Dank! Das ist wenig — was kann die Schnecke dem Adler geben, wer auf seinem Flügel ruhend hinfliegt — freilich ohne Adlers Auge.

Originell sind auch die beigefügten „Schlußreimlein.“

O belebe mich, und töte
Meine Schwachheit; starker Goethe!
Laß mich suchen, laß mich finden!
Gieb mir Nahrung zum Empfinden,
Gieb mir Licht und gieb mir Wärme,
Wenn ich kalt bin, wenn ich schwärme!
Gieb mir deine besten Freuden!
Hüte dich, dich von uns beiden
Pfenninger*) und mir zu scheiden —
Laß dich gläubig nur berühren —
Und wir werden lebend spüren:
Sieh uns, wenn wir zu dir nahn,
Brüderlich und — segnend an!

Noch im letzten dieser Schreiben (1. Mai 1774; Nr. 16) sagt er in Bezug auf den „edlen Denker Goethe“:

Keine Seele auf dem Erdboden kann ihm entgegenkommen, deren Belehrungen hierüber so wichtig, so nützlich sein könnten, wie die meinige; keine, die mehr hierüber zu vernehmen ertragen mag. Also, liebster Goethe, verschaffe mir hierüber Licht, bald Licht, viel Licht, nebelloses Licht.

Der Gegenstand, über den er Klarheit haben möchte, ist, welche unmittelbare Umgangsweise mit Christus jetzt noch möglich sei. Aber eben diese Fragestellung beweist, daß Lavater von dem jungen Frankfurter Dichter durch eine Kluft getrennt war, deren Tiefe er nicht ahnte. Es führt uns das auf die Frage, was denn eigentlich zwischen beiden Männern stand und schließlich eine Scheidung zwischen ihnen herbeiführen mußte.

3

Nicht daß Lavater an der orthodoxen Inspirationslehre festgehalten hätte. Gerade in dieser Hinsicht zeigt er eine große Weitherzigkeit, die in diesem Munde fast erstaunt. Am 1. Mai schreibt er an Goethe die sehr bemerkenswerten Worte:

Mir ist alle Wahrheit, die die Wahrheit in mir herausschlägt, Gottes Wort. Apokryphisch und kanonisch? Sind die Menschen rasend? Kein Mensch ist, der nicht schon reine Gottes Worte geredet, Gottes Thaten gethan habe! O weh, wenn Gottes Wort in die Bibel gekerkert ist! Die Bibel hat viel Geistiges — aber hats die Natur nicht auch? — Doch, zu wem sag ichs? — So wahr ich lebe, zu einem Bruder — und dennoch scheinen wir zu unermeßlich entfernt, daß alle Welt uns Beide für Schurken und Heuchler halten würde, wüßten sie, wie wir uns schrieben.

*) Pfenninger war Lavaters zweites Ich, sein bester Freund.

Eine freiere Stellung zur Schrift läßt sich kaum denken. Für Lavater ruht ebenso wie für Goethe alles Gewicht auf persönlicher Erfahrung.

Aber was ist persönliche Erfahrung auf religiösem Gebiete? Für Goethe war es eine durchaus innerliche Sache, über die sich mit keinem Andern verhandeln läßt, die auch für keinen Andern eine äußerlich zwingende Beweiskraft hat. Lavater aber legt im geraden Gegensatz dazu Gewicht darauf, durch eigne Gebetserhörung die Gegner zu überführen, und behauptet deshalb, daß der Glaube auf sinnliche Erfahrung zurückgehen müsse. Er schreibt vorher im letzten der hier veröffentlichten Schreiben ausdrücklich:

Es ist Alles Schwärmerei außer Glauben an Christus, der sich auf sinnliche Erfahrungen gründet. Nicht ein einziges Glaubensbeispiel führt die Schrift an, wo nicht sinnliche Erfahrung zu Grunde lag; drum bitt ich so oft — bist du, so zeig mir, daß du bist.

Er will nicht eben auf dem Sehen mit den Augen bestehen und zugeben, daß dies Vorrecht der Apostel sei, aber er fragt doch:

Brauchts denn jetzt keine Apostel mehr? Oder brauchts jetzt nicht mehr als jemals? Wer kann glauben ohne Erfahrung? — Und Glauben machen, ohne zu sehen?

In diesem Zusammenhang hatte Lavater auch die oben erwähnte Frage aufgeworfen, welche unmittelbare Umgangsweise mit Christus Goethe jetzt noch für möglich halte. Denn auf ein unmittelbares Christusgefühl kommt ihm alles an. Er schreibt in dieser Hinsicht:

Täglich ists ein lastendes Gefühl, kräftiger als tausend Demonstrationen, daß alle Theologie, Christentum, Hoffnung des ewigen Lebens, Glauben an Gott — Wahn, Traum, Irrsinn, Abgötterei, Atheismus und Schwärmerei zugleich ist, ohne unmittelbares Christusgesicht. Ich verachte mich tiefer als es keiner meiner Höhner kann, verachte mich als Heuchler, Betrüger, Schwätzer, Wahnsinniger, Gottesspötter — so lang ich von Christus' Leben nicht überzeugt bin, wie von deinem, wiewohl ich dich nicht sehe. — Entweder Atheist oder Christ! Ich verachte den Deisten, er ist der inkonsequenteste Mann von der Welt. Ich habe keinen Gott oder Jesus Christus. Sein Vater — großer Gedanke — ist rein nur in ihm, ist mir in Allem — wäre mir nirgends, wäre er mir nicht in ihm. Ich bete — die Luft an, wenn ich Gott außer Christus anbete; ich liebe ein Idol meiner Symbolik, wenn ich Gott außer den Menschen liebe.

Diese Gedanken erinnern unwillkürlich an die Art, wie man vielfach auch in der Ritschlschen Schule Christus als den einzigen Weg zur Erkenntnis Gottes bezeichnet; aber es liegt doch ein bedeutsamer Unterschied vor, sofern bei Lavater der geschichtliche Christus ganz zurücktritt und lediglich unmittelbare Offenbarung des Erlösers als das erscheint, was zu einem festen Glauben führen kann, sodaß beim Mangel solcher Erfahrungen es dem Geiste an einem sichern Fundament fehle.

Wenn Lavater im vierzehnten Briefe schreibt: Bruder, gieb mir feste Wahrheit, nicht wie sie die Welt giebt — nicht wie die Apostel Satans — die sich Christus Diener nennen, geben — so ist das alles in dem oben ausgeführten Sinne zu verstehen.

Auf diesem Boden nun war eine Verständigung mit Goethe ausgeschlossen; während Lavater in der Forderung einer solchen unmittelbaren und übernatürlichen Christusoffenbarung sich der Mystik hingab, macht sich bei dem jungen Frankfurter Dichter immer mehr der Standpunkt der Immanenz geltend, den er nachmals noch entschiedner vertrat. Goethe hätte sich übrigens gegenüber Lavater leicht auf den Standpunkt der lutherischen Orthodoxie stellen können, denn das von Lavater geforderte „unmittelbare" Christusgefühl gehört in die Sphäre des Pietismus, nicht der Rechtgläubigkeit. Ebenso erinnert die Art, wie Lavater über Gott als Vater redet, sehr an den von Bengel scharf bekämpften Zinzendorf, obwohl er selbst (im zehnten Briefe) über den Stifter der Brüdergemeinde das seltsame Urteil fällt: „Bei alledem war Zinzendorf nichts mehr und nichts weniger als ein Zauberer." Ein Wort wie das (im Brief 14): „Wenn Jesus Christus nicht mein Gott ist, so hab ich keinen Gott mehr," entspricht doch thatsächlich ganz der Zinzendorfschen Art.

Wenn wir uns fragen, wie es kam, daß Lavater in dieser Zeit so scharf darauf drang, daß der Glaube an Christus sich auf sinnliche Erfahrungen gründen müsse, so hat er selbst uns auf die Spur gewiesen, indem er im sechzehnten Briefe von seinen Auseinandersetzungen über diesen Gegenstand die schon früher erwähnten Worte schrieb:

Unaussprechlich erquicken mich Dürstenden die Gedanken, die du mir von einer schwesterlichen Seele mitteiltest.

Die schöne Seele war selbst überzeugt, eine unmittelbare Christusoffenbarung erlebt zu haben, und bemühte sich auch Andre zu solch seliger Erfahrung zu führen. Das beweist der Briefwechsel mit Lavater aufs klarste. Sie schrieb ihm am 9. Januar 1774:

Glauben Sie also ohne Sehen fort, so lange es der Herr so haben will. Sie werden in Ihrem Körper auch die Gabe des Sehens, des Empfindens, des Schmeckens bekommen. Die Stunde steht bei dem Herrn.

So ist auch die Thomaswonne zu verstehen, die sie in ihrem letzten Briefe an Lavater für ihn erfleht hat.*) Es ergiebt sich auch hieraus der bedeutende Einfluß, der von Fräulein von Klettenberg auf die hervorragendsten Geister unter ihren Zeitgenossen ausgegangen ist.

Nicht ohne Wehmut habe ich diese Korrespondenz zwischen Goethe und Lavater gelesen. Mußte es dahin kommen, daß diese beiden Männer sich so ganz fremd wurden? Wer Goethe kennt und weiß, wie gerecht er den verschiedenartigsten Naturen geworden ist und welch eine wunderbare Menschenkenntnis er besaß, wird auf die harten Urteile, die er über den einst von ihm, und zwar erst recht nach diesem Briefwechsel so hochverehrten Mann gefällt hat, sicher das höchste Gewicht legen; aber man wird, um billig zu sein, bedenken müssen, daß seine gröbsten Aeußerungen in jene Zeit fallen, in der er mit dem Christentum der Kirche in schärfstem Gegensatz stand, während das Urteil des alten Mannes in Dichtung und Wahrheit viel milder lautet. Die Litterarhistoriker aber gestalten meist ihre Darstellung von Lavaters Charakter nach Goethes schroffsten Aeußerungen über den Mann, dessen Schwächen leichter zu sehen waren als die Vorzüge; schon die Art, wie er die lange schwere Leidenszeit nach dem Mordanfalle durch einen französischen Krieger durchlebt hat, könnte gewiß dazu dienen, sein Bild in etwas freundlicherm Lichte erscheinen und auch manche Fehlgriffe vergessen zu lassen. Daß Lavater seinerseits bis an sein Ende an Toleranz auch gegen heterogene Naturen wenigstens grundsätzlich festgehalten hat, beweisen folgende wenig bekannten Worte, die er über das Fräulein von Klettenberg niedergeschrieben hat, und die den Abschluß dieses Aufsatzes bilden mögen:

Gesprochen ward von einem verstorbnen Fräulein von Klettenberg, die vielleicht die einzigste Person in ihrer Art war, die für sich das individuellste Religionssystem hatte (welches sonst intolerant macht) und dennoch aus Uebermaß des Verstandes und aus tiefer Menschenkenntnis und Herzensgüte — auch die verschiedensten Religionsparteien liebte, nur auf Aufrichtigkeit des Herzens, Harmonie des Systems mit sich selbst sahe, und dennoch auch sehr inkonsequente Menschen mit bewundernswürdiger Geduld trug, und auch im hohen Alter, bei der reizelosesten Figur, ja beinahe Häßlichkeit, die größten und liebsamsten Geister und Herzen festhalten, gewinnen und ihnen Respekt einflößen, sich ihnen gewissermaßen unentbehrlich machen konnte.

Sie war eine tiefsinnige Christusverehrerin und große Freundin der Brüdergemeine, ohn ein Mitglied davon zu sein, und hatte dennoch genaue Freundschaft mit verschiednen Ungläubigen, die es aus Grundsätzen waren. Sie wußte mit dem feinsten Edelsinn das Gute und Wahre in jedem System und Herzen in ihnen aufzusuchen, zu beleuchten, geltend zu machen und wider sie anzuwenden. O, daß doch viele, die sich Theologen nennen, Philosophen dünken und für Toleranzbeförderer angesehen sein wollen — mit etwas von dieser erhabnen Weisheit hätten und nicht gleich alle anders Denkenden als Dummköpfe oder Heuchler und Schurken verurteilten!

O seliger Geist der christlichsten Christin, die ich kannte, umschwebe mich oft, daß ich nie, auch nur in mir selber, gegen anders Denkende, selbst gegen Intolerante, nicht intolerant werde! (Lavater, Reise nach Kopenhagen im Sommer 1793, S. 333.)

Dechent

Die evangelische Erlöserkirche in Jerusalem

Unter diesem Titel erzählt uns in einer kleinen, soeben bei W. Ernst und Sohn, Berlin, erschienenen Broschüre der Erbauer, Wirklicher Geheimer Oberbaurat F. Adler, in knapper Zusammen=

*) Vgl. Goethes schöne Seele, S. 124 f.

fassung, veranschaulicht durch vier Abbildungen, die Vor- und Baugeschichte der ihrer feierlichen Einweihung entgegengehenden ersten deutsch-evangelischen Kirche in der heiligen Stadt. Ihr sind die Daten des Folgenden entnommen.

Schon im Jahre 1048 erwarben Kaufleute aus Amalfi, die sich zu einem Orden, dem Johanniterorden, zusammengeschlossen hatten, begünstigt vom ägyptischen Kalifen, in der Nähe der Grabeskirche zu Jerusalem Grundbesitz. Infolge des glücklichen ersten Kreuzzuges wuchs er rasch bis zu einem Rechteck von 137 zu 155 Metern an. In den Jahren 1120—1130 errichteten sie neben all ihren Baulichkeiten eine Kirche St. Maria latina major, die mit einem Nonnenkloster verbunden war, in dem erkrankte Pilgerinnen verpflegt wurden. Mit der Rückeroberung Jerusalems durch Saladin 1187 verlor der Orden seinen Besitz. Während der Eroberer das Pilgerhospiz schonte, von dem wir noch aus dem vierzehnten Jahrhundert rühmende Beschreibungen besitzen, benutzte er einen Teil der andern Gebäude zu seiner Residenz. Den Rest überwies er seinem Volk als Irrenhaus. Davon führt das ganze Grundstück bis heute den Namen Muristan. In den letzten Jahrhunderten ließ die muhammedanische Indolenz Alles in eine große Trümmerstätte zerfallen. Als 1869 der Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen Jerusalem besuchte, schenkte der Sultan den östlichen Teil des alten Johanniterbesitzes, etwa ein Viertel des Ganzen, dem König von Preußen. Innerhalb dieses Viertels lagen dereinst Kirche und Kloster. Erhalten war von Allem nur noch der Kreuzgang, der sich südlich an die im Norden des Grundstücks gelegne Kirche anlehnte, und auf dessen Südseite ein tonnenüberwölbter schmuckloser Saal, vielleicht das ehemalige Refektorium. Dieser hat seit 1871 der deutschen evangelischen Gemeinde als bescheidner Gottesdienstraum gedient. Seit der Schenkung war man mit dem Plan beschäftigt, Kirche und Hospiz wieder zu errichten. Das letztere ist noch immer der Zukunft vorbehalten, wird aber ernstlich erwogen. Möge es der Jerusalemsstiftung gelingen, neben den zahlreichen geräumigen Hospizen der andern Nationen auch für die deutschen evangelischen Pilger ein solches zu schaffen. Das Johanniterhospiz verfügt nur über wenige Zimmer mit etwa zehn Betten. Das Hotelleben will zu der Stimmung ernster Reisender an dieser Stätte nicht passen.

Der Wiederaufbau der Kirche war die erste Sorge. Von ihr stand, wenn auch in baufälligem Zustande, noch das, wie es scheint, erst kurz vor der muselmannischen Eroberung angebaute, reiche Hauptportal auf der Nordseite der Kirche. Die Ausgrabungen förderten außerdem die Umfassungsmauern, von denen Teile noch bis zu den Fensteranlagen aus dem Schutt aufragten, die Basen der Pfeiler, eine Anzahl Kapitelle und Bruchstücke des Gurtgesimses zu Tage. Der Neubau sollte im engsten Anschluß an die alte Johanniterkirche unter möglichster Verwertung der vorhandnen Baureste aufgeführt werden. So waren Grundriß, Maße und Baustil gegeben. Freilich mußten alle Fundamente erneuert werden, da der Baumeister der Kreuzfahrer mit allzu großer Vertrauensseligkeit auf den heiligen Boden, wie er war, gebaut hatte. Der Fels lag durchschnittlich elf Meter unter der heutigen Oberfläche. Die über ihm lagernde Schicht bestand zum größten Teil aus Trümmern der Jahrtausende. Der Stil war der Uebergangsstil vom Rund- zum Spitzbogen. Als Material wurde der Baustein für die Monumentalbauten Jerusalems wohl seit den Tagen Salomos, genannt Missi, ein fast blendendweißer wetterbeständiger massiver Kalkstein verwendet. Der Oberbau ist nach den Plänen Adlers ausgeführt. Für den Turm hat der Kaiser selbst die Skizze gezeichnet. Das Innere mit seinen drei Paaren von Bündelpfeilern, die das Ganze in drei Schiffe teilen, und den drei halbrunden Apsiden, deren mittlere, der Altarraum, viel tiefer ausladt, mit der Kuppel über der Kreuzung und den flachen Spitzbogengewölben macht einen feierlichen und freundlich-freien Eindruck. Maßvolle, vielleicht etwas allzu altfränkische Schablonenmalerei, die nur in den Zwickeln der Kuppel und in der Hauptapsis reichlicher ist, belebt den saubern Raum. Ueber das Aeußere kann man wohl verschiedner Meinung sein. Der Turm an der rechten Seite des Haupteingangs und die Kuppel auf achteckiger Trommel über der Vierung machten auf mich den Eindruck des äußerlich Angefügten, nicht des organisch Herausgewachsenen. Die Verhältnisse und Linien der Kuppel scheinen mir nicht glücklich, die glatte Steinpyramide, in der der sonst in seinem Aufbau gelungne Turm gipfelt, ist ob auch stilgerecht, doch zu steif und nüchtern für das Morgenland. Doch ist das Gesamtbild freundlich; einfach, gediegen und doch schmuck.

Die Lage der Kirche auf erhöhtem Boden im Mittelpunkt der alten Stadt, aus der sonst nur Kuppeln und schlanke Minarets aufragen, macht den über fünfundvierzig Meter hohen Turm zu einem von allen Seiten wirksamen Wahrzeichen der dem abendländischen Christentum aufs neue erschlossenen Stadt der Gegenwart. Möchte es gelingen — und der Kaiserbesuch könnte dazu den Anlaß bieten —, die Familien der schwäbischen Templer, die an ihrem religiösen Ideal, das sie einst aus der Heimat und aus der heimischen evangelischen Kirche gelockt hat, schon lange irre geworden sind, und deren warmer vaterländischer Sinn und tüchtiger zäher Gewerbsfleiß sie zu den wertvollsten Elementen der europäischen Fremdenkolonie macht, wieder in die Gemeinschaft der evangelischen Kirche zurückzugewinnen! Verständnisvoller Rücksicht auf ihre eigenartige Entwicklung, die durch wenn auch irrende, so doch rein religiöse Impulse bestimmt war, ohne engherziges Meistern muß dies möglich sein. Denn in ihrem eignen Innersten verlangt ihrer Viele danach, wenn auch bei ihrer geschlossenen Gemeinschaft und opferreichen Geschichte solche Rückkehr ihnen nicht ganz leicht ist. Wer ihnen das nachempfindet, der wird nicht nur kleinliche Reibungen und Spannungen nach Kräften vergessen, sondern auch nicht wähnen, er vergebe seiner eignen Treue gegen die Kirche des Evangeliums etwas, wenn er ihnen den Wiederanschluß an sie so sehr wie möglich erleichtert. Die Abmessungen der Kreuzfahrerkirche sind viel zu groß für die gegenwärtige deutsch-evangelische Gemeinde, die nur aus wenigen Familien besteht. Nur zur Osterzeit werden die Pilger aus Deutschland die weiten Hallen zu füllen vermögen. Es ist als ob die neue Kirche mit ihrer Größe einen stattlichen Zuwachs zur Gemeinde weissage und die kerndeutschen protestantischen Templer einlade: kommt, es ist Alles bereit. Gelingt diese Einigung aller im Kern deutsch-evangelischen Elemente Jerusalems, erst dann wird die einzuweihende Kirche nicht nur ein ragendes Denkmal altvergangner Glanzzeiten und der Pietät des evangelischen Deutschlands der Gegenwart gegen die Wiege unsers Erlösers sein, sondern ein Mittelpunkt reichen blühenden evangelischen Gemeindelebens und dadurch eine lockende Predigt an alle im fahlen Halbmondschein nach Licht, Leben, Liebe suchenden Seelen an der Stätte, deren Kinder Er einst hat sammeln wollen, wie eine Henne sammelt ihre Küchlein unter ihre Flügel. Das sei das Bild auch für deinen Beruf, du ragendes deutsches Kirchlein im Herzen Jerusalems!

v Soden

Verschiedenes

Photographien vom heiligen Lande. Es ist ein großer Vorzug unsrer Zeit, daß uns nicht nur die Verkehrsmittel das Sehen, sondern auch die Photographien das Festhalten des oft nur wie im Flug Gesehenen in der Erinnerung erleichtern, zudem den Bericht an die Daheimgebliebenen beleben. Neben den teilweise unübertroffnen Bildern der American Colony in Jerusalem möchte ich zu diesem Zwecke vor allem die große Sammlung des Photographischen Kunstverlags Bruno Hentschel, Jerusalem und Leipzig, der Beachtung empfehlen. Er bietet nicht weniger als 250 Aufnahmen aus Palästina, in der Größe von 22 zu 28 cm (Dutzend 8 Mk., aufgezogen das Stück 1 Mk.) oder als Stereoskopbilder (Dutzend 6 Mk.) zur Auswahl dar, sämtlich in technisch tadelloser Ausführung, großenteils von glücklich gewähltem Standpunkte aus. Besonders mannichfaltig ist die Auswahl von Typen der Bevölkerung. Die Firma liefert auch geschmackvolle Mappen für die Bilder mit der Aufschrift „Meine Orientreise“ oder „Bilder vom heiligen Lande“ (5 und 6 Mk.), sowie eine Auswahl von 25 auf elegantem Karton aufgezognen Ansichten mit beschreibendem Text in einer Mappe (25 Mk.). Besonders angenehm ist, daß man nicht genötigt ist, in Jerusalem sich mit dem schwierigen Auswählen in engem Laden aufzuhalten, zumal da oft gerade die besten Bilder schon ausverkauft sind. Vielmehr versendet die Firma von Leipzig eine gedruckte Liste ihrer Aufnahmen und bei einem Betrag von 20 Mk. an auch Ansichtssendungen zur Auswahl. Letztere Anschaffungsart möchte ich den Palästinapilgern ganz besonders empfehlen.

Derselbe Verlag versendet soeben in geschmackvollem Einband: Jerusalem, Rundblick vom Turme der Erlöserkirche; ein

vorzüglich gelungnes Panorama der heiligen Stadt mit ihrer Umgebung, bei dessen Anblick mir das Herz lachte. Vom denkbar günstigsten, nie wieder zu erlangenden Standpunkte, von der Plattform des Turmbaugerüstes unsrer Kirche, also vom Mittelpunkt der Stadt aus mit nach allen Seiten völlig freiem Ausblick sind die Blätter aufgenommen. Die schwierige Aufgabe, auf allen Blättern dieselbe Beleuchtung zu erzielen, trotz der verschiednen Stellung des Apparats zur Sonne, ist glücklich gelöst. Der Einblick in die Häuserhöfe, über die Dächer und Zimmerkuppeln weg ist fast ebenso fesselnd, wie die Masse von Baudenkmälern, die in voller Schärfe uns entgegentreten, oder der weite Tempelplatz mit seinen verlornen Menschengestalten, oder die Berge ringsum vom Frankenberg im Süden, weit hinter Bethlehem bis zum Nebi Samwil im fernen Norden, überragend die Jerusalem unmittelbar umgebenden Berghöhen; selbst der Spiegel des Toten Meeres leuchtet zu dem Beschauer herauf. Dies Rundbild ist allen, die Jerusalem lieb haben, warm zu empfehlen. Kein Palästinapilger sollte ausziehen, ohne es in der Tasche zu haben. Und kehrt er heim, so wird es ihm seine Erinnerungen lebendig vor die Augen zaubern. Aber auch, wer daheim bleiben muß, erhält durch dieses Kunstwerk der Technik einen überaus anschaulichen und anziehenden Eindruck von der heiligen Stadt, beides, der Lage und dem Stadtbild selbst. Die kleinere Ausgabe, 8 Blätter, 16×22 Centimeter, kostet 10 Mk., die größere, 11 Blätter, 28×32 Centimeter, 20 Mk.

v Soden

Das Buch Ruth ist unter den alttestamentlichen Schriften zweifellos eine der verständlichsten und anmutigsten, kulturhistorisch interessant, litterarisch bedeutend und durch zarte Pietät und Religiosität ausgezeichnet. Goethe hat es besonders hochgeachtet als „das lieblichste kleine Ganze, das uns episch und idyllisch erhalten wurde.“ Jüngst ist es zu gleicher Zeit den wissenschaftlich-theologischen wie den praktisch-kirchlichen Kreisen nahegebracht durch zwei Schriften: einerseits in dem bei Mohr (Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen) erscheinenden „kurzen Handkommentar zum Alten Testament“ (Abt. XVII: Die fünf Megillot. Subscr.-Pr. 2,70 Mk., Einzelpreis 4 Mk., geb. 5 Mk.) durch die treffliche Erklärung von Alfred Bertholet, andrerseits durch das Büchlein des Basler Antistes Arnold von Salis: Ruth. Sechs biblische Betrachtungen vor der christlichen Gemeinde. (Basel, Reich, 1898. 93 S. 1,20 Mk.) Bertholet hält das Büchlein für eine Schrift aus den Zeiten Esras und Nehemias, die in geschichtlichem Anschluß an die Ueberlieferung über Davids Abstammung den Gesetzeseiferern zeigen sollte, es gebe auch unter den verpönten Moabiterfrauen solche, die eines Juden würdig seien, und die, in unverbrüchlicher Liebe ihren Gatten ergeben, sich zugleich bereit finden lassen, der Juden Gott als ihren Gott anzuerkennen. Der kurze Handkommentar bedarf in fachmännischen Kreisen keiner besondern Empfehlung mehr. Dagegen möchte ich die Leser der Christlichen Welt auf das Büchlein von Salis' besonders aufmerksam machen. In vorzüglicher Weise ist es von Salis gelungen, die sinnigen, allgemein menschlichen Züge des Buches Ruth zur Darstellung zu bringen und mit religiösen und sittlichen Gedanken und Fragen des Christentums zu verweben. So sind die sechs „biblischen“ Betrachtungen zugleich soziale Betrachtungen von Wärme, Kraft und Bedeutung geworden, die sich zum Vorlesen im Familienkreise und zum Geschenk an alte und junge Ehegatten trefflich eignen, ein praktisches Mittel zur innern Förderung im alltäglichen, praktischen Christenleben.

W Bornemann

Die Weltanschauung eines modernen Christen. Von C. A. Friedrich. VIII, 255 S. Leipzig, Friedrich. 4 Mk.

Wir haben es hier mit einem sehr merkwürdigen Buche zu thun. Krause Spekulationen und lebendige religiöse Gedanken verbinden sich zu einem merkwürdigen Knäuel. Von einem armen philosophischen Freunde, den er zu Tode gepflegt hatte, hat der Verfasser, ein elsässischer Landpfarrer, eine kleine, vor allem Spencersche, darwinistische und okkultistische Litteratur enthaltende Bibliothek geerbt, und aus diesem Litteraturfragment nebst einigen theologischen Werken seiner Pfarrbibliothek hat er dann die Fäden herausgesponnen, durch die er seinen Glauben mit der Wissenschaft der Welt verknüpfen wollte. Seine Sehnsucht und Zuversicht ist, daß er damit der modernen Bildung den Weg zur Religion wieder erschließen möge. Die Religion ist ihm Entwicklung, Erhebung aus dem vorgefundnen Zustande zu der Lebensquelle in Gott, wodurch wir erst lebendige Personen mit festem Zentrum werden. Diese Erhebung findet statt, indem wir uns durch das Vertrauen zu den von Gott gesandten Autoritäten zu ihm hinführen und mit der Kraft von oben erfüllen lassen. Die höchste dieser Autoritäten ist Jesus, der allein zu voller Einheit mit Gott gelangte Mensch, der dadurch den Seinen die Kraft mitteilt, von oben immer neue Lebenszuschüsse zu erhalten und durch diese sich in ein ewiges Leben zu entwickeln. Diese religiöse Entwicklung und ihre Erhebung auf eine neue Stufe durch Jesus ist der Kerngedanke des Buches. Das Vertrauen und die Hingabe an die Offenbarungen der Lebensquelle erlöst und entwickelt aus der sinnlichen Welt in die geistige, während das Mißtrauen nur eine Ausbreitung in der Breite des Lebens, aber nicht mehr in die Höhe möglich macht. Dieses Mißtrauen, das der immer zu allzugroßem Selbstvertrauen geneigten Wissenschaft nahe liegt, hat die gegenwärtige Wissenschaft verdorben und auch den Staat irregeführt, der diese Wissenschaft pflegt und sich über ihre verderblichen Folgen wundert. Die Hingabe an die Entwicklung nach oben vermag erst unsre praktischen Probleme zu lösen. Aber dieser Begriff einer Entwicklung bildet auch das Mittel einer Synthese zwischen dem Glauben und der außerreligiösen Wissenschaft. Deren Grundbegriff ist heute der der Entwicklung. Und zwar setzt in ihr dieser Begriff eine ausströmende Bewegung Gottes voraus, die vom Lebenszentrum durch die Geisterwelten bis zur endlichen Vielheit der Materie ausgeht und von da, an der Grenze angelangt, durch Zusammenfügung des Homogenen und dadurch erzeugte Mehrwerte umkehrt. Diese rückströmende Bewegung mit beständiger Erzeugung von Mehrwerten, die dann auch wieder der Lebensquelle sich entsprechend nähern, ist die Entwicklung und die Erlösung, von der die Menschheitsgeschichte und das Christentum ein Teil ist. Der Leser wird sich überall über die Aufrichtigkeit und Wärme dieser Denkarbeit freuen. Die Darstellung der Religion und des Christentums als Erlösung und Emporentwicklung durch Vertrauen enthält echt religiöse Gedanken. Die Kosmologie ist freilich etwas phantastisch und wunderlich. Allein wenn die Religion wirklich Erlösung ist, dann muß irgend etwas derartiges ihre kosmologische Unterlage sein. Es sind nicht umsonst zahllose religiöse Denker auf diesen Gedanken geführt worden, die ihm eine poetischere Phantasie, eine bessere wissenschaftliche Technik und eine ausgereiftere wissenschaftliche Bildung zur Verfügung stellen konnten.

Tröltsch

Lyrik. Von Henckells Sonnenblumen liegen wieder sechs Blätter vor (12—18). Schon früher ist über diese, allen Liebhabern der Lyrik wertvolle Erscheinung im allgemeinen berichtet worden; vgl. 1896 Sp. 1176 und 1897 Sp. 1169f. Der Cyklus erscheint bei Henckell und Co., Zürich und Leipzig, im Abonnement jährlich 2,25 Mk. (24 Blätter), einzeln 10 Pfge. Jetzt nur ein paar Worte zur Anzeige der neuesten Blätter. Jedes bildet nach Form und Inhalt ein harmonisches Kunstwerk für sich. Arent, Carducci, Platen, Tennyson, Johann Georg Fischer und Baudelaire treten mit einigen geschickt ausgewählten Dichtungen, mit ihrem Bild, einer kurzen Lebensskizze und einer, ihren Charakter spiegelnden Schlußvignette vor unser Auge. Wer die Dichter näher kennt, wird an der Auswahl vielleicht Mancherlei zu kritisiren finden. Aber es ist eine schwere Aufgabe, auf kurzen vier Seiten den Geist eines Dichters zu geben; Henckell erfüllt sie bis zum denkbar höchsten Grade. Wer ohne viel Mühe und Kosten eine Reihe deutscher und fremder Lyriker kennen lernen und an den Blüten ihrer Dichtung sein Gemüt erfreuen will, der greife nach den Sonnenblumen; sie werden ihn reizen, zuweilen auch tiefer zu graben und diesem oder jenem Dichter in Sonderausgaben seiner Werke zu folgen.

Der Gesichtspunkt, der den Herausgeber bei seiner Auswahl zu leiten scheint, ist der des echten Lyrikers im alten Sinne: kleine Stimmungsbilder, wahre „Sonnenblumen,“ überwiegen. Zur Probe sei das erste von Arent gegeben:

Am Piano.

Noch ruht die Hand leis zitternd auf den Tasten,
Und sanft wie des Erlösers Liebeswort
Verklingt nach wirrem, wildem Irrn und Hasten
In mildem Hauch der letzte Glutakkord.

O welch ein Zauber süßer Harmonien
Strömt nun sanft träumerisch durch das Gemach —
Noch lange träumt den holden Melodien
Die Seele wonneschauernd leise nach . . .

St

Zum Religionsunterricht. Jüngst hatten wir im Kindergottesdienst die vierte Bitte vor. Ich fragte nach den Lebensbedürfnissen, die wir täglich brauchen, wenn wir nicht eingehen sollen. Nahrung, Kleidung, Wohnung, Luft, Licht, liebe Menschen. Aber ehe diese natürlichen Antworten kamen, stellten sich flugs und gedankenlos ganz andre Antworten ein: „der Glaube,“ „das Wort Gottes,“ „der heilige Geist.“ Daran könnte man einige tief erbauliche Betrachtungen knüpfen. In Wirklichkeit ist es ein Jammer, wie die Praxis unsers Religionsunterrichts die Kinder an den leeren Gebrauch frömmster Worte und Begriffe gewöhnt. Das Wort „Sünde“ stellt sich bei jeder Unterredung mit ihnen so unfehlbar oft und sicher an falscher und richtiger Stelle ein, daß einem graust. Dagegen machte ich im Konfirmandenunterricht gestern folgende Entdeckung. Wir sprachen über Matth. 7, 12. Ich fragte, warum das so schwer sei, den Leuten immer wohlzuthun? Weshalb wir ihnen viel leichter weh thun? Welcher Trieb in uns die Anwendung der Jesusregel im Leben hindre? Endlich, endlich antwortet ein Kind: „der Eigennutz,“ ein andres: „die Selbstsucht.“ Darob sichtliche Verwunderung bei einem der begabteren Mädchen. Ich frage, weshalb. Sie sagt, das Wort Selbstsucht habe sie noch nie gehört. Ich frage, ob auch andre es noch nicht kennen. Es melden sich noch sechs andre.

R

Was Wolffs Telegraphisches Korrespondenzbureau den deutschen Zeitungslesern mitteilt und was nicht.

Was es mitteilt:

Konstantinopel, 29. Sept. Es verlautet, der Sultan sei geneigt, die angeregte Konferenz gegen die Anarchisten zu beschicken, und die Anwendung der zu beschließenden Maßregeln auch gegen das jungtürkische und das armenische Volk zu beantragen.

Was es verschweigt:

Konstantinopel, 28. Sept. (Privattelegramm der Frankfurter Zeitung.) Zwei Botschaften sind heute Depeschen zugegangen, die größere Unruhen und Massacres in der Umgegend von Wan in Armenien melden. Vor drei Tagen sind mehrere armenische Dörfer von Kurden verwüstet worden.

— Ein merkwürdiges Volk, diese Armenier, die immer das Bedürfnis haben, sich massakriren zu lassen!

R

Laienstimmen zur Predigt müssen wegen Raummangels bis auf weiteres noch zurückgestellt werden.

D H

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Verlag von **Wilhelm Ernst & Sohn in Berlin W. 66**
Wilhelmstrasse 90.

Soeben erschien:

Die Evangelische Erlöser-Kirche in Jerusalem.

Von

F. Adler,

Wirklicher Geheimer Ober-Baurat.

(Erweiterter Sonderdruck aus dem Centralblatt der Bauverwaltung.)

Mit 4 Abbildungen.

gr. 8°. **Preis 1,20 Mark.**

Aus berufenster Feder liegt hier die Geschichte des Baues der evangelischen Erlöserkirche in Jerusalem vor, deren nahe bevorstehende Einweihung in Gegenwart unseres erlauchten Herrscherpaares die Blicke der gesamten christlichen Welt nach der Stelle lenkt, wo über den Ruinen der Johanniterbauten aus den ersten Kreuzzügen sich jetzt das neue evangelische Gotteshaus erhebt. Der Verfasser, Herr Wirklicher Geheimer Oberbaurat F. Adler, Professor an der Königlichen Technischen Hochschule in Charlottenburg, legte im Sommer 1872 an Allerhöchster Stelle die ersten Entwurfskizzen vor — in diesem, mit Abbildungen und Grundrissen ausgestatteten Heft ist es ihm vergönnt gewesen, über die Fortschritte und endliche Vollendung des Baues berichten zu können. Den Teilnehmern an den Reisen nach Jerusalem dürfte diese hochinteressante Schrift willkommen sein.

Verlag von Friedrich Fleischer in Leipzig.

Soeben erschien und ist durch jede renommirte Sortimentsbuchhandlung zu beziehen:

Christenlehre.

Eine Handreichung für den

Konfirmandenunterricht und den Religionsunterricht höherer Stufe.

Ein Geleitsbuch für konfirmirte Christen jeden Alters, welche sich tiefer im Glauben gründen wollen.

Von **Adolf Rohde,**

Pfarrer in Chemnitz.

3., verbesserte Auflage. **7. u. 8. Tausend.**

Preis kartonirt 80 Pfennige.

Infolge des guten Absatzes dieses beliebten Büchleins, **6000 Exemplare in kaum 4 Jahren**, konnte der **Preis** desselben für diese neue Auflage von Mk. 1.— auf 80 Pfennige **ermäßigt** werden, wodurch ihm wiederum neue Freunde zu den alten zugeführt werden dürften.

Christliche Erziehung und gründliche Nachhilfe erhalten Gymnasiasten oder Realschüler bei einem Oberlehrer. Anfragen unter **H. O. W.** durch die Expedition dieses Blattes.

Unterrichts- und Erziehungsanstalt der evangelischen Gemeinde zu Meran in Südtirol.

Für Knaben Vorbereitung zu mittleren Klassen höherer Schulen. Für Mädchen höhere Töchterschule. Mädchenpensionat. Vortrefflicher Unterricht. Mütterliche Pflege. Gesundheitlich beste Erfolge vom Meraner Klima. Schulbeginn 15. September. Prospekte und Näheres durch Pfarrer Dr. **Zelle**, Meran.

Portrait- Vergrösserungen nach jeder Photogr. in künstl. Ausführung. $^{1}/_{2}$ Lebensgr. v. Mk. 8,50 an. Verlangen Sie Prosp.
Gebr. Schmidt, Kunsthdl., Hannover I.

Kunst-Anstalt für Kirchenschmuck

von **Dr. C. Ernst,** Berlin W., Kronenstr. 24

Sämtliche Kirchengeräte (Abendmahls- und Taufgeräte, Altarleuchter und Kruzifixe, Taufsteine, Kirchenfenster, **Altargemälde** u. s. w.), **Paramente** (Altar- und Kanzelbekleidung, Bahrtücher, Kirchenteppiche u. s. w.) stilvoll und gediegen zu mässigen Preisen. **Hostien** das Tausend 1,50 **M.** — **Ornate.**

Reichhaltiges Musterlager zur gefälligen Besichtigung.
— Musterblätter und Preisverzeichnisse kostenlos. —

Hammond

weitaus beste Schnellschreibmaschine

Das neueste Modell 2

vereinigt alle Vorzüge der besten Maschinen.

Sofort sichtbare Schrift; auswechselbare Typen, autom. Abdruck, kürzester Tastenniederdruck, daher **grösste** Schnelligkeit (Record 12 Buchstaben pro Sekunde), bequemste und weitgehendste Anwendung. Grösste Dauerhaftigkeit etc. Pennsylvania-Eisenbahn-Ges. 500 Maschinen. Chicago-Unterrichts-Behörde 100. Fr. Krupp, Essen, 60. Prag. Eisen-Ind.-Ges. 100. Preise 450, 350 Mk.

Prospekte etc. durch

F. Schrey, Berlin SW. 19 u. **Wien II, Ob. Donaustr. 9.**

Ich habe eine Schreibmaschine „System Hammond" von F. Schrey, durch dessen Vertreter, Herrn Erh. Koeberle in Freiburg i. B., bezogen und kann dieselbe wegen ihrer vorzüglichen Beschaffenheit und tadellosen Arbeit bestens empfehlen.

J. C. B. Mohr.

Bei dem neuen allgemeinen Interesse für

Jerusalem und Palästina

empfehle aus meinem Verlag:

Kober, Joh., Christian Friedrich Spittlers Leben. 368 S. Gr. 8°. Mit Spittlers Porträt in Stahlstich. Geh. 4 M., f. Lwd. (Goldtitel) 5 M. 60. — **Karl Mez.** Ein Vorkämpfer für christlichen Sozialismus. Mit Porträt in Heliogravüre. 268 S. Geh. 2 M., f. Lwd. 3 M.

Mez und Spittler haben wie wenige Zeitgenossen für Palästinas Wiederherstellung jahrzehntelang mit Wärme und Begeisterung gearbeitet, geplant u. gebetet.

Hoffmann, C., Lic., **Blicke in die früheste Geschichte des gelobten Landes** bis zur babylonischen Gefangenschaft. IV u. 400 S. Kl. 8°. Basel 1870. 2 Teile in einem Band. 80 Pf. Halblwd. 1 M. 40 Pf.

Basel, Oktober 1898.

P. Kober, C. F. Spittler's Nachf.

Christrosen Nur ganz gediegene Orig. Erzählungen der beliebtesten Jugendschriftsteller, von I. Künstlern reich illustriert. **Farbige Vollbilder** 32 Seiten. Neue Serie ersch. Jedes Heft 10 Pfg. Partieen billiger. Auch in Bändchen à 6 Heft fein gebd. M. 1.- **M. HOLLAND, STUTTGART.**

Antiquar. Katalog XXXII
Theologie u. Verwandtes
enthalt., ist erschien. Bitte zu verlangen.
Hugo Rothers Buchhdlg.
(Martin Warneck)
Berlin W 9. **Linkstr. 4.**

Billige und vertrauenswürdige Bezugsquelle.

Bei Bedarf in
Cigarren u. Rauchtabaken
hält sich die
Tabak-Industrie der Berl. Stadtmission
Berlin SW., Johanniterstr. 6,
bestens empfohlen und bittet um gütige Aufträge.
Illustrirte Preislisten senden gratis und franko.

Größte Auswahl in allen Preislagen.

Pianinos, Harmoniums,
von ℳ 400.— an. von ℳ 70.— an.
Amerik. Cottageorgeln, Flügel, Klavier-Harmoniums.
Alle Vorteile. Höchster Rabatt. Illustr. Katalog, der grösste seiner Art, franco. Nichtgefallende Instrumente auf meine Kosten zurück.
Wilh. Rudolph, Giessen 162.

Aelteste deutsche Schaumwein-Kellerei. Gegründet 1826.

Kessler Cabinet

feinster Sect.

G. C. Kessler & Co., Kgl. Hoflieferanten. Esslingen.

Kaffee rohen und gebrannten,
feine, preiswerte Qualitäten, empfiehlt u. versendet
Alfred Böhm,
Stuttgart.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Palästina.

Geographie des alten Palästina.

Von

D. F. Buhl,

Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen.

Mit Plan von Jerusalem und Karte von Palästina.
8. 1896. M. 6.60. Gebunden M. 7.60.

Hebräische Archäologie.

Von

Dr. J. Benzinger,

Stadtpfarrer in Neuenstadt a. K.

Mit 152 Abbildungen im Text, Plan des alten Jerusalem und Karte von Palästina.
8. 1894. M. 10.—. Gebunden M. 11.20.

Über Buhl schreibt die Theologische Literaturzeitung: „Das erste Werk, das die Geographie des heiligen Landes zusammenfassend in streng wissenschaftlicher Weise behandelt.“

Petermanns Mitteilungen: „Die Darstellung bleibt stets anziehend durch Klarheit, kritische Schärfe, vollkommene Herrschaft über den Stoff, stellenweise belebt durch Erinnerung an Reiseeindrücke des Verfassers, der Palästina aus eigener Anschauung kennt.“

Über Benzinger urteilt die Kritik: Das Buch ist zugleich ein ebenso belehrendes wie fesselndes Lesebuch. Wir können es als das zur Zeit beste Handbuch der Archäologie angelegentlichst empfehlen.“ Theolog. Literaturzeitung.

**Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck)
in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.**

Vorträge

gehalten auf dem

ersten internationalen Kongress für Religionswissenschaft

in Stockholm.

Die vergleichende Religionsforschung und der religiöse Glaube. Von **P. D. Chantepie de la Saussaye,** Professor in Amsterdam. 8. M. —.60.

Die moderne Forschung über die Geschichte des Urchristentums. Von Lic. Dr. **A. Meyer,** Professor in Bonn. 8. M. 1.20.

Moderne Darstellungen der Geschichte Israels. Von D. **S. A. Fries.** 8. M. —.60.

Die Religion und die soziale Entwicklung. Von **N. Söderblom,** Pfarrer an der schwedischen Gemeinde in Paris. 8. M. 1.60.

Die Religion und die moderne Kultur. Von **A. Sabatier,** Professor an der Universität zu Paris. 8. M. —.80.

Jesus und die Religionsgeschichte. Von Lic. theol. **H. Martensen Larsen,** Pfarrer zu Vejlby bei Aarhus in Dänemark. 8. M. —.60.

Alexander Duncker, Verlag. Berlin W. 35.

Soeben erschien:

Deutsche Volksabende.

Ein Handbuch für Volksunterhaltungsabende.

Für die Praxis zusammengestellt von

Dr. **Paul Luther,**

Oberpfarrer in Kremmen.

Gr. 8°. 246 Seiten. Einfach gebunden Mk. 3.—,
in Geschenkeinband Mk. 4.—.

Dies Werk bietet

Praktische Ratschläge und Programme für Einrichtung von Volksunterhaltungsabenden, sowie für diesen Zweck geeignete und in ihrer Wirkung erprobte Stoffe aus Poesie und Prosa der neueren Litteratur.

Es dient somit als

Handbuch und Materialsammlung

und gleichzeitig als **Anthologie aus der neueren Litteratur.**

Es enthält 114 Stücke aus den Werken (Poesie und Prosa) fast nur lebender Dichter, von denen einzelne zehn und mehr Seiten lang sind.

Kollektion Hentschel

Eigne photographische Aufnahmen aus dem

Heiligen Lande,

Syrien, der Türkei, Griechenland und Aegypten.

Format 22×28 cm und Stereoskopen.

Kataloge kostenlos. — Auf Wunsch Ansichtssendungen.

Kunstverlag **Bruno Hentschel, Leipzig,** Roßstr. 9
und Jerusalem

Chronik der christlichen Welt

Vierteljährlich 1.50 Mk. — Wöchentlich eine Nummer.
Postzeitungsliste Nr. 1565

Nr. 39. 51. Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins in Ulm (Schluß) — Evangelische im Auslande: Von der französischen Reformbewegung — Römische Kirche: Rekruten für den Priesterberuf in Frankreich; Vorlesungen auf den evangelisch-theologischen Fakultäten in der Schweiz und in Oesterreich-Ungarn im Wintersemester 1898/99 — Vermischte Nachrichten — Personalien

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Freiburg i. B., Leipzig, Tübingen.

Demnächst beginnt zu erscheinen:

Die Apokryphen u. Pseudepigraphen des Alten Testaments

in Verbindung mit

Lic. **Beer,** Professor **Blass** und Lic. **Clemen** in Halle, Professor **Deissmann** in Heidelberg, Cand. **Fuchs** in Strassburg, Professor **Gunkel** in Berlin, Professor **Guthe** in Leipzig, Professor **Kamphausen** in Bonn, Professor **Kittel** in Leipzig, Cand. **Littmann** in Oldenburg, Professor **Löhr** in Breslau, Professor **Rothstein** in Halle, Professor **Ryssel** in Zürich, Lic. Pastor **Schnapp** in Dortmund, Professor **Siegfried** in Jena, Dr. **Wendland** in Charlottenburg

übersetzt und herausgegeben von

E. Kautzsch,

Professor der Theologie in Halle.

Das Werk wird in 24 bis 30 Lieferungen zum Preise von je 50 Pf. ausgegeben, auf welche eine **Subskription** eröffnet wird. Lieferung 1 und 2 werden einzeln, von den übrigen Lieferungen je mehrere zusammen in **einem** Umschlage ausgegeben. Das Erscheinen des Werkes spätestens innerhalb Jahresfrist ist gesichert. Festsetzung eines erhöhten Ladenpreises nach Schluss der Subskription behalte ich mir vor.

Die Übersetzung schliesst sich dem von Herrn Professor Kautzsch herausgegebenen Bibelwerk „Die heilige Schrift des Alten Testaments“ in Format un Satzeinrichtung an und strebt, wie dieses, eine richtige Wiedergabe des zu Grunde gelegten Textes in einem durchaus verständlichen heutigen Deutsch an. Ueber das Bedürfnis einer solchen Uebersetzung herrscht nur eine Stimme.

Die den einzelnen Büchern vorausgeschickten **Einleitungen,** sowie zahlreiche **Anmerkungen** unter dem Text werden dem Werk voraussichtlich den Wert eines gedrängten **Kommentars zu den Apokryphen und Pseudepigraphen** verleihen.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Leipzig, Querstraße 21 — Druck von Carl Marquart in Leipzig

Hierzu je eine Beilage von Wilhelm Rudolph in Gießen und Friedrich Jansa in Leipzig, sowie ein Bestellzettel. Wer diese Beilagen nicht erhielt, wird höflichst und dringend gebeten, sie im Interesse exakter Expedition bei dem Verlage der „Christlichen Welt,“ Leipzig, Querstr. 21, zu reklamiren.